



ZUM VERHÄLTNIS VON MENSCH UND TIER

unter Berücksichtigung der hierbei auftretenden
rationalen und emotionalen Widersprüche

Diplomarbeit

*zur Erlangung des Magistergrades an der Naturwissenschaftlichen
Fakultät der Universität Salzburg*

eingereicht von

Astrid KAPLAN

Salzburg, 2000

DANK

Zuallererst möchte ich mich bei meinen Eltern und meinen Großeltern für ihre immerwährende Unterstützung sowohl in finanzieller als auch emotional-geistiger Hinsicht bedanken.

Auch ist es mir ein Anliegen, Herrn AO. Univ.-Prof. Dr. Ewald Englert dafür zu danken, daß eine gesellschaftlich doch ziemlich tabuisierte Thematik im universitären Rahmen behandelt werden konnte.

Schließlich gilt mein Dank meinen Kollegen, mit denen ich im Diplomandenseminar über meine Arbeit diskutieren konnte.

INHALTSVERZEICHNIS

1. EINLEITUNG	1
2. PSYCHOHISTORISCHE, FAKTISCHE UND PHILOSOPHISCHE RAHMENBEDINGUNGEN	3
<u>2.1. Traditionelle Tierethik und Tierschutzbewegung</u>	3
2.1.1. Vorchristliche Einstellungen	3
2.1.2. Christliches Denken	5
2.1.3. Während der Aufklärung und danach	9
<u>2.2. Massentierhaltung und Tierversuche</u>	11
2.2.1. Zahlen zur Fleischproduktion	11
2.2.2. Folgen der Fleischproduktion	12
2.2.2.1. Verschwendete Nahrung – Welthunger	12
2.2.2.2. Umweltzerstörung	13
2.2.2.2.1. Zerstörung des Regenwaldes	13
2.2.2.2.2. Bodenzerstörung	14
2.2.2.2.3. Globale Erwärmung	15
2.2.2.3. Beeinträchtigung der Gesundheit	16
2.2.3. Entstehung von Tierfabriken	17
2.2.4. Schweinezucht	19
2.2.5. Rinderzucht	22
2.2.6. Hennenhaltung in Käfigbatterien	26
2.2.7. Freilandhaltung	27
2.2.8. Schlachthofbericht (von einer Tierarzt-Praktikantin)	29
2.2.9. Zahlen zu Tierversuchen	43
2.2.9.1. Die Mängel der Versuchstierstatistik	43
2.2.10. Zur Situation in Laboratorien	45
a) LD 50-Test und Draize-Test	45
b) Einzelne Experimente	47
<u>2.3. Neue Tierrechtsbewegung und- philosophie</u>	52
2.3.1. Vorbemerkung	52
2.3.2. Gleichheitsprinzip	54
2.3.3. Rassismus, Sexismus, Speziesismus	55
2.3.4. Vegetarismus als Forderung des Gleichheitsprinzips	56

3. WIDERSPRÜCHE IN DER MENSCH-TIER-BEZIEHUNG	58
<u>3.1. Vorbemerkung</u>	58
<u>3.2. Emotionale Widersprüche</u>	59
<u>3.3. Rationale Widersprüche</u>	74
4. ERKLÄRUNGSANSÄTZE FÜR DIE WIDERSPRÜCHE IN DER MENSCH-TIER-BEZIEHUNG	86
<u>4.1. Theoretische Konzepte</u>	87
4.1.1. Psychoanalytische Entwicklungspsychologie	87
4.1.1.1. Genetischer Gesichtspunkt	87
4.1.1.2. Dynamischer Gesichtspunkt	88
4.1.1.3. Abwehrmechanismen	88
4.1.2. Psychologie der Moralentwicklung	90
4.1.2.1. Milgram-Experiment als Beispiel für situationsspezifische Faktoren	93
4.1.2.2. Konflikte bei Tierheimmitarbeitern als Manifestation internalisierter Wertvorstellungen	95
<u>4.2. Fallbeispiel</u>	110
4.2.1. Barnes' Biographie	110
4.2.2. Interpretation von Barnes' Biographie im Lichte der theoretischen Konzepte	126
<u>4.3. Erziehung zum Fleischessen</u>	135
<u>4.4. Massentierhaltung und Abwehrmechanismen</u>	137
5. ZUSAMMENFASSUNG	138
6. LITERATURVERZEICHNIS	140
LEBENS LAUF	146

1. EINLEITUNG

Ziel dieser Arbeit ist ein zweifaches: Erstens sollen – die zum Teil geradezu absurden – Widersprüche in der Wahrnehmung und Bewertung von Tieren, die in unserer Gesellschaft zu beobachten sind, dargestellt werden. Zweitens sollen diese Widersprüche anhand psychologischer Konzepte erhellt werden.

Die fundamentale Frage, die sich wie ein roter Faden durch diese Studie zieht, kann wie folgt auf den Punkt gebracht werden: Wie ist es möglich, Tiere, zwischen denen keinerlei biologischer oder psychologischer Unterschied besteht, der rationalerweise als moralisch relevant bezeichnet werden könnte – zum Beispiel Hunde und Schweine -, einmal zu lieben und verhättseln und das andere Mal zu quälen und zu töten?

Im 2. Kapitel werden die psychohistorischen, faktischen und philosophischen Rahmenbedingungen der Mensch-Tier-Beziehung dargestellt. Anhand der traditionellen Tierethik und Tierschutzbewegung werden zunächst die Einstellungen zu Tieren, wie sie sich in den letzten zwei Jahrtausenden herausgebildet haben, dargelegt – und gezeigt, daß viele anachronistische Haltungen gegenüber Tieren bis heute Bestand haben. (2.1.)

Im Abschnitt „Massentierhaltung und Tierversuche“ (2.2.) wird dann der „moderne“ Umgang mit Tieren dargestellt. Danach werden die Konzepte und Erkenntnisse der neuen Tierrechtsbewegung und –philosophie erläutert, auf deren Hintergrund die widersprüchliche Mensch-Tier-Beziehung rational diskutiert werden kann. (2.3.)

In Kapitel 3 werden dann systematisch konkrete Widersprüche in der Mensch-Tier-Beziehung aufgezeigt – zunächst Widersprüche, die eher emotionszentriert sind, danach solche, die primär rationaler Natur sind.

In Kapitel 4 wird schließlich der Versuch unternommen, die aufgezeigten Widersprüche in der Mensch-Tier-Beziehung anhand psychoanalytischer und sozialpsychologischer Konzepte psychologisch zu erhellen und zu erklären.

2. PSYCHOHISTORISCHE, FAKTISCHE UND PHILOSOPHISCHE RAHMENBEDINGUNGEN

2.1. Traditionelle Tierethik und Tierschutzbewegung

Die traditionelle abendländische Tierethik beruht auf den Einstellungen zu Tieren, die im Judentum und dem alten Griechenland ihren Ursprung hatten und sich im Christentum mehr oder weniger variiert fortsetzten.

Unsere heutigen Beziehungen zu Tieren sind darin tief verwurzelt und beruhen häufig auf diesen fundamentalen Sichtweisen, die in Europa bis ins achtzehnte Jahrhundert als fraglose Wahrheit angesehen wurden und von denen wir uns noch immer nicht völlig befreit haben. Dennoch wissen wir, daß die Einstellungen früherer Generationen zu Tieren aufgrund geänderter religiöser, moralischer und metaphysischer Voraussetzungen, veraltet sind. Ich werde die historischen Rahmenbedingungen daher in vorchristlich, christlich, während der Aufklärung und danach gliedern und mich im wesentlichen an SINGER (1982, S. 206 ff.) orientieren.

2.1.1. Vorchristliche Einstellungen

„Und Gott sprach: Die Erde bringe hervor lebendiges Getier, ein jedes nach seiner Art: Vieh, Gewürm und Tiere des Feldes, ein jedes nach seiner Art. Und es geschah so.

Und Gott machte die Tiere des Feldes, ein jedes nach seiner Art, und das Vieh nach seiner Art und alles Gewürm des Erdbodens nach seiner Art. Und Gott sah, daß es gut war.

Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und

über das Vieh und über alle Tiere des Feldes und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht.

Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Weib.

Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alles Getier, das auf Erden kriecht“(GEN. 1: 24-28).

Die Bibel sagt uns, daß Gott den Menschen nach seinem eigenen Bilde geschaffen habe. Dem Menschen wird damit eine besondere Stellung im Universum zugeteilt, nämlich jene der Überlegenheit gegenüber allen anderen lebenden Wesen. Darüber hinaus heißt es ausdrücklich, Gott habe dem Menschen die Herrschaft über alle lebenden Wesen gegeben. Diese Herrschaft muß dennoch nicht unbedingt das Töten von Tieren zu Nahrungszwecken bedeutet haben. Denn Vers 29 des ersten Kapitels der Schöpfungsgeschichte gibt zu verstehen, daß sich die Menschen zuerst von Kräutern und den Früchten der Bäume ernährt haben. Das Paradies wird oft als Ort des vollkommenen Friedens dargestellt, an dem jegliches Töten unbotmäßig gewesen wäre.

Nach dem Sündenfall des Menschen war das Töten von Tieren eindeutig zulässig.

„Und Gott segnete Noah und seine Söhne und sprach: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde.

Furcht und Schrecken vor euch sei über allen Tieren auf Erden und über allen Vögeln unter dem Himmel, über allem, was auf dem Erdboden wimmelt, und über allen Fischen im Meer; in eure Hände seien sie gegeben.

Alles, was sich regt und lebt, das sei eure Speise; wie das grüne Kraut habe ich euch alles gegeben“ (GEN. 9: 1-3.).

Das ist die Grundeinstellung, die im Alten Testament gegenüber nichtmenschlichen Lebewesen vermittelt wird.

Die zweite überlieferte Tradition des abendländischen Denkens ist die griechische. Hier gibt es unterschiedliche bzw. sich widersprechende Aussagen hinsichtlich der Beziehung zu Tieren.

PYTHAGORAS war Vegetarier und ermutigte seine Schüler, Tieren Respekt entgegenzubringen, da er glaubte, die Seelen Verstorbener gingen auf Tiere über. Die wichtigste Schule aber war die von PLATO und seinem Schüler ARISTOTELES. ARISTOTELES ist der Meinung, daß Tiere zum Zwecke des Menschen da seien. Er vertritt die Ansicht, daß die Natur eine Hierarchie sei, in der jene mit geringeren Verstandeskraften zum Nutzen derer mit größeren Verstandeskraften existierten: "Pflanzen existieren zum Wohl der Tiere und wilde Tiere zum Wohl des Menschen – Haustiere zu seinem Nutzen und seiner Nahrung, wilde Tiere (oder doch die meisten von ihnen) zur Nahrung und anderen Hilfsmitteln des Lebens wie Kleidung und verschiedene Werkzeuge" (SINGER 1982, S. 210). Tatsächlich zog ARISTOTELES in seinen weiterführenden Überlegungen daraus den Schluß, die Barbarenstämme, die er offensichtlich für weniger vernunftbegabt hielt als die Griechen, existierten nur, um den vernunftbegabteren Griechen als Sklaven zu dienen. Er meinte, einige Menschen seien von Natur aus Sklaven, und die Sklaverei sei für sie sowohl richtig als auch angemessen. ARISTOTELES Ansichten wurden zu einem Teil der späteren westlichen Tradition.

2.1.2. Christliches Denken

Im Christentum vereinigten sich griechische und jüdische Gedanken über die Tiere. Das Christentum wurde unter dem Römischen Reich gegründet und stellte auf diesem Hintergrund eine Erweiterung der moralischen Sphäre der Römer dar:

Bei den Römern gab es die sogenannten „Spiele“, in denen Männer und Frauen das Abschachten von Menschen und Tieren als normale Quelle der Unterhaltung betrachteten. Dennoch waren die Römer nicht ohne Moral oder Gerechtigkeitsempfinden. Die Spiele zeigen jedoch, daß es eine scharfe Grenze der Moral gab. Wer innerhalb dieser Grenze stand, dem wurde moralische Rücksicht zuteil, Wesen die außerhalb der Grenze standen – hauptsächlich Kriegsgefangene und Verbrecher –, wurde Leid aus bloßem Vergnügen zugefügt.

Das Christentum verbreitete die Lehre der Einzigartigkeit des Menschen und seiner unsterblichen Seele. Jeder Mensch habe, - auch der Fötus und das Neugeborene - eine unsterbliche Seele und sei somit geheiligt. Diese neue Lehre muß im Hinblick auf die damalige Sicht als enorm fortschrittlich betrachtet werden, da sie eine Ausdehnung der begrenzten moralischen Sphäre der Römer bedeutete.

Für nichtmenschliche Lebewesen änderte sich der moralische Status leider nicht. Tiere durften nach wie vor gequält und getötet werden.

Ausnahmen waren OVID, SENECA, PORPHYRIOS und PLUTARCH. Sie äußerten auch Mitgefühl gegenüber nichtmenschlichen Lebewesen und lehnten den Gebrauch von Tieren zur Freude des Menschen ab.

PLUTARCH schrieb über den Verzehr von Fleisch: „Du fragst mich, was Pythagoras bewog, kein Fleisch zu essen. Ich aber frage dich, was für einen Mut der Mensch gehabt haben muß, der zuerst ein blutiges Stück Fleisch in den Mund steckte und mit seinen Zähnen die Knochen eines toten Tieres zermalmte, der tote Körper, Leichname auftragen und Glieder von Tieren in seinen Magen hinabgleiten ließ, die noch im Augenblick vorher blökten, brüllten, liefen und sehen konnten. Wie konnte seine Hand einem empfindenden Wesen ein Messer ins Herz stoßen, und wie konnten seine Augen einen Mord ertragen? Wie konnte er zusehen, wie man ein armes, wehrloses Wesen schlachtete, enthäutete und zerstückelte?“

Wie konnte er den Anblick des noch zuckenden Fleisches ertragen? ...“ (nach ROUSSEAU 1963, S. 157).

Repräsentativ für die römisch-katholische Philosophie war allerdings die Position des THOMAS VON AQUIN. Auf die Frage, ob das christliche Tötungsverbot auch für nichtmenschliche Lebewesen gelte, lautete seine Antwort:

„Es ist keine Sünde, ein Ding für den Zweck zu benutzen, für den es ist. Nun ist die Ordnung der Dinge so, daß die unvollkommenen für die vollkommenen sind ... Dinge wie Pflanzen, die nur Leben haben, sind für die Tiere, und alle Tiere sind für den Menschen. Daher ist es nicht ungesetzlich, wenn Menschen Pflanzen zum Nutzen der Tiere verwenden und Tiere zum Nutzen der Menschen, wie der Philosoph sagt ...“ (THOMAS VON AQUIN zit. nach SINGER 1982, S. 215).

Den einzigen Grund, den THOMAS VON AQUIN gegen die Grausamkeit gegenüber Tieren anführt, ist der oft vertretene Standpunkt, daß Grausamkeit gegenüber Tieren zu Grausamkeit gegenüber Menschen führen könnte.

Der Einfluß des THOMAS VON AQUIN war von so großer Dauer, daß sich Papst Pius IX noch Mitte des 19. Jahrhunderts weigerte, in Rom eine Gesellschaft zur Verhinderung von Grausamkeiten gegen Tiere zu gründen. Als Begründung führte er an, daß die Erlaubnis einer solchen Gesellschaft implizieren würde, daß der Mensch gegenüber Tieren Pflichten habe.

Es gab unter den Katholiken aber auch immer wieder Menschen, die versuchten, den Standpunkt der Kirche hinsichtlich der Tiere zu verbessern. Der HL. FRANZISKUS war bekannt für sein tiefes Mitleid für Menschen und Tiere:

„Alle Geschöpfe der Erde fühlen wie wir, alle Geschöpfe streben nach Glück wie wir. Alle Geschöpfe der Erde lieben, leiden und sterben wie wir. Also sind sie uns

gleichgestellte Werke des allmächtigen Schöpfers, unsere Brüder“ (STOLZENBERG 1992, S. 127).

„Gott wünscht, daß wir den Tieren beistehen, wenn sie der Hilfe bedürfen. Ein jedes Wesen in Bedrängnis hat gleiche Rechte auf Schutz“ (ebd., S. 8).

Die Situation für die Tiere änderte sich auch in der Renaissance, dem Zeitalter des Humanismus nicht. Humanismus bedeutete eben nicht Humanitarismus: die Tendenz, human zu handeln. Der Humanismus betonte die Würde und den einzigartigen Wert menschlicher Wesen und stellte den Menschen in den Mittelpunkt des Universums: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge“.

Aber auch zu dieser Zeit gibt es echte Abweichungen von der allgemein verbreiteten Einstellung gegenüber Tieren: LEONARDO DA VINCI über das Töten von Tieren:

„Der Tag wird kommen, wo das Töten eines Tieres genauso als Verbrechen betrachtet werden wird wie das Töten eines Menschen“ (BROSCHÜRE DER TIERVERSUCHSGEGNER BERLIN e.V. 1991, S. 21).

GIORDANO BRUNO war beeinflusst von der neuen kopernikanischen Astronomie, die die Möglichkeit zuließ, daß es andere Planeten geben könnte, von denen einige vielleicht bewohnt wären. Er wagte angesichts dieser Überzeugung die Behauptung, der Mensch sei „nicht mehr als eine Ameise angesichts des Unendlichen“. BRUNO wurde 1600 auf dem Scheiterhaufen verbrannt, weil er seine „Häresien“ nicht widerrief.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gewann die Philosophie RENÉ DESCARTES‘ große Bedeutung. DESCARTES wird als Vater der modernen Philosophie angesehen, doch er war auch Christ und der Überzeugung, daß von allen materiellen Wesen nur der Mensch eine unsterbliche Seele hätte. Er setzte Seele mit Bewußtsein gleich und schloß daraus, daß Tiere weder eine unsterbliche Seele noch ein Bewußtsein hätten. Sie sind, so sagte er, Maschinen, Automaten, die we-

der Lust noch Schmerz noch sonst etwas empfinden. Wenn sie sich unter verzweifelten Schreien von einer Quelle des Schmerzes befreien wollen, so zeigt dies für DESCARTES nicht, daß sie in dieser Situation Schmerzen empfinden. Sie würden von den gleichen Prinzipien regiert wie eine Uhr, und wenn ihre Aktionen komplexer sind als die einer Uhr, so liegt das daran, daß die Uhr eine von Menschen hergestellte Maschine ist, während Tiere unendlich viel komplexere Maschinen und von Gott geschaffen sind.

In Europa begannen sich zu jener Zeit die Experimente mit lebenden Tieren zu verbreiten. Es gab keine Anästhetika und so war die Philosophie DESCARTES‘ eine willkommene Theorie zur Gewissensberuhigung bzw. zur völligen Elimination von Gewissensbissen. Es gibt Augenzeugenberichte über die damaligen cartesianischen Experimentatoren. NICHOLAS FONTAINE beschreibt, wie sie mit völliger Gleichgültigkeit Hunden Schläge verabreichten und sich über diejenigen lustig machten, die die Kreaturen bedauerten, als könnten sie Schmerz empfinden. Sie sagten, die Tiere seien wie Uhren, die Schreie, die sie ausstießen, wenn sie geschlagen wurden, seien nur das Geräusch einer kleinen Saite, die berührt worden sei, der gesamte Körper jedoch sei ohne Gefühl. Sie nagelten arme Tiere mit allen Vieren auf Brettern fest, um an ihnen Vivisektionen vorzunehmen und die Blutzirkulation zu sehen, die ein bevorzugtes Gesprächsthema war.

2.1.3. Während der Aufklärung und danach

Im 18. Jahrhundert wirkten verschiedene Einflüsse zusammen, die die Einstellungen gegenüber Tieren verbesserten. Vor allem in Frankreich kam es zu einer Zunahme antiklerikaler Gefühle, was sich auf die Stellung der Tiere positiv auswirkte. VOLTAIRE und JEAN-JACQUES ROUSSEAU sprachen sich gegen den Verzehr von Tieren aus und schrieben dazu:

„Kann es denn ... etwas Abscheulicheres geben, als sich beständig von Leichenfleisch zu ernähren? Und dennoch finde ich unter uns keinen Sittenlehrer, keinen unter unseren geschwätzigen Predigern, selbst keinen unter unseren scheinheiligen Muckern, der den geringsten Einwand erhöbe gegen diese schändliche, uns zur Natur gewordene Gewohnheit!“ (VOLTAIRE zit. nach KAPLAN 1995, S. 127).

Und ROUSSEAU:

„Ein Beweis, daß der Geschmack für die Fleischkost dem Menschen nicht natürlich ist, liegt auch darin, daß die Kinder eine Abneigung gegen solche Speisen haben und den pflanzlichen Nahrungsmitteln den Vorzug geben...

Es ist höchst wichtig, diesen ursprünglichen und natürlichen Geschmack nicht zu verderben, und die Kinder nicht zu Fleischessern zu machen“ (nach BAUMGARDT 1988, S. 21).

IMMANUEL KANT hingegen vertrat die Ansicht, daß wir in bezug auf Tiere keine direkten Pflichten hätten, weil sich Tiere ihrer selbst nicht bewußt seien und nur als Mittel zu einem Ziel dienten. Dieses Ziel sei der Mensch. Im Jahr 1780, als KANT diese Äußerung in seinen Vorlesungen über Ethik machte, vollendete JEREMY BENTHAM seine „Introduction to the Principles of Morals and Legislation“ und gab darin in einem Absatz KANT die unwiderrufliche Antwort: „Die Frage ist nicht: können sie *denken*? oder: können sie *sprechen*?, sondern: können sie *leiden*?“ (BENTHAM zit. nach KAPLAN 1998, S. 67).

Dem intellektuellen Fortschritt des 18. Jahrhunderts folgten im 19. Jahrhundert einige praktische Verbesserungen durch Gesetze gegen willkürliche Grausamkeit gegenüber Tieren.

1822 wurde das erste „Antigrausamkeitsgesetz“ in die britische Gesetzessammlung aufgenommen. Doch die „Antigrausamkeitsbewegung“ des 19. Jahrhunderts implizierte, daß man Tiere nur so lange schützen brauchte, solange keine menschlichen Interessen im Vordergrund stünden. Obwohl es nun ein Gesetz gab, konnten die Opfer klarerweise keine Klage einbringen und so gründeten eine Reihe

von Humanitariern die erste Tierschutzorganisation, die später zur „Royal Society for the Prevention of Cruelty to Animals“ wurde.

Das Hauptaugenmerk des traditionellen Tierschutzes gilt Fragen wie Nutztierhaltung, Tierversuchen, Tiertransporten, Schlachtung, Verdrängung der Wildtiere aus ihrem Lebensraum, Ausrottung gefährdeter Arten, Fangen und Töten von Tieren im Zusammenhang mit Sport und Tierhandel, Züchtung lebensunfähiger Rassen usw. (vgl. TEUTSCH 1987, S. 210). Der traditionelle Tierschutz fordert die „Reformierung“ oder „Humanisierung“ dieser Nutzung bzw. Ausbeutung von Tieren. Die Tierrechtsbewegung hingegen fordert das Ende jeglicher Ausbeutung (vgl. Abschnitt 2.3.1.).

Die ausgeführten historischen Anschauungen zur Mensch-Tier-Beziehung bilden die ideologischen Wurzeln des Speziesismus (vgl. Abschnitt 2.3.3.). Im folgenden werde ich einige praktische Folgen dieser Ideologie darstellen.

2.2. Massentierhaltung und Tierversuche

2.2.1. Zahlen zur Fleischproduktion

Die weltweite Fleischproduktion hat sich seit 1950 von 44 Millionen Tonnen auf 210 Millionen Tonnen verfünffacht. Der Pro-Kopf-Verbrauch hat sich weltweit verdoppelt.

Um den immensen Fleischhunger der Menschen zu befriedigen, werden heute auf der Erde gehalten:

1,0 Milliarde

Schweine

1,3 Milliarden

Rinder
1,8 Milliarden
Schafe und Ziegen
13,5 Milliarden Hühner

(Quelle: Worldwatch Institut, 1997)

Noch nie in der Geschichte der Menschheit wurden pro Person so viel Milch, Käse, Joghurt und Eier konsumiert wie heute. Seit Mitte dieses Jahrhunderts stieg der weltweite Fischereiertrag von 21 Millionen Tonnen auf 120 Millionen Tonnen. 1997 wurden 85 Millionen Tonnen Schweinefleisch «produziert»(vgl. URL 1, 2000).

2.2.2. Folgen der Fleischproduktion

Die negativen Folgen der Fleischproduktion sind enorm, sie treffen sowohl die Tiere als auch die Umwelt und damit den Menschen auf massive Weise. Die VSUK, Vegetarierorganisation in Großbritannien, hat 1995 die globalen Auswirkungen des Fleischkonsums in einem Video dokumentiert, das von Paul McCartney kommentiert wurde. Es gibt dazu ein Video-Skript, das im World Wide Web unter URL 2, 2000, veröffentlicht wurde. Ich stütze mich in bezug auf die Folgen für Mensch und Tier meist darauf.

2.2.2.1. Verschwendete Nahrung - Welthunger

Die Umwelt ist ein fein gewobenes Gebilde. Es beginnt sich vor unseren Augen aufzulösen. Ein Großteil der Schuld ist dem Fleischkonsum zuzuschreiben.

Für den Menschen besteht keine physische Notwendigkeit, Fleisch zu essen. Und doch ist der Nutztierbestand heute dreimal größer als die Anzahl Menschen.

Der Appetit der Nutztiere auf Gras, Mais und Weizen ist so groß, daß heute fast 80% des Landwirtschaftslandes in Großbritannien für die Futterproduktion genutzt wird.

10 kg pflanzliches Eiweiß benötigt man für die Produktion von 1 kg Fleisch.

Fleischessen bedeutet gegenüber einer vegetarischen Ernährung eine enorme Verschwendung unserer Nahrungsressourcen. Denn die Tiere, deren Fleisch wir essen, benötigen ca. 90% des Futters, das wir ihnen geben, zur Aufrechterhaltung ihres eigenen Stoffwechsels. Das heißt, wenn wir die Pflanzen selbst essen würden, anstatt sie zu verfüttern, um Fleisch zu produzieren, könnten wir zehnmal so viele Menschen ernähren!

2.2.2.2. Umweltzerstörung

Die ökologischen Folgen der Fleischproduktion sind vielfältig und komplex. Die größten Probleme sind die Zerstörung des Regenwaldes, die Bodenzerstörung, die globale Erwärmung, der Saure Regen (auf diesen Punkt werde ich nicht näher eingehen) und die Beeinträchtigung der Gesundheit.

2.2.2.2.1. Zerstörung des Regenwaldes

Regenwälder sind einmalig in ihrer Vielfalt. Sie beherbergen mehr als die Hälfte aller Tier- und Pflanzenarten. Viele Grundsubstanzen für Medikamente kommen aus dem Regenwald: für Betäubungsmittel, Medikamente gegen Krebs, die Anti-Baby-Pille usw..

Die Regenwälder halten den Boden zusammen und absorbieren Regenwasser.

Neue Pflanzen wachsen auf den Rückständen der alten. Sie nehmen Kohlendioxid auf und produzieren Sauerstoff.

Vor 1950 bedeckten Regenwälder 14% der gesamten Landfläche der Erde. Die Hälfte ist schon verschwunden, und jedes Jahr verschwindet eine weitere Fläche so groß wie Großbritannien. Und wozu?

Vor allem, um Weideland für Viehherden zu erhalten, oder um Soyabohnen als Nahrung für diese anzubauen. Der Großteil der Soyabohnen wird an Industrienationen geliefert.

Weitere Fakten :

- Bis zu 90% aller Tierarten sind im Regenwald zu finden.
- Pro Jahr werden über 164'000 Quadratkilometer Regenwald vernichtet.
- In Costa Rica ist 71% des gerodeten Landes Weideland.
Nepal hat in den vergangenen 20 Jahren ca. 50% seiner Wälder für Viehweiden verloren.
- 1991 exportierte Lateinamerika fast 8 Millionen Tonnen Soyabohnen - hauptsächlich als Viehfutter.

2.2.2.2.2. Bodenzerstörung

Die Bevölkerung der USA, die größten Fleischkonsumenten der Welt, haben 1/3 ihrer besten Böden verloren. Riesige Gebiete im Westen können nicht mehr landwirtschaftlich genutzt werden:

Wie wir gesehen haben, ist die Fleischproduktion mit erheblicher Verschwendung von Ressourcen verbunden. Die Folgen der Ineffizienz dieser Art der Nahrungsmittelproduktion ist, daß wir zur Futtermittelgewinnung aus den Böden das Letzte herausholen müssen. Das geschieht mit massivem Chemieeinsatz durch Nitratdünger und Pestizide.

Nur ein kleiner Anteil des Nitratdüngers kann von den Pflanzen aufgenommen werden, der Großteil gelangt mit dem Regenwasser ins Grundwasser.

50 der verwendeten chemischen Stoffe stehen unter dem Verdacht, Krebs zu verursachen. Fleisch enthält etwa 14 mal mehr Rückstände als Pflanzen.

Wenn wir aufhörten, Tiere zu essen, könnte die ganze Bevölkerung mit nur 30% der Nutzfläche ernährt werden, ohne chemische Dünger. Der Boden könnte wieder atmen, sich regenerieren und seine Gesundheit wiedererlangen.

In Großbritannien ist fast die Hälfte allen landwirtschaftlich nutzbaren Bodens von Erosion bedroht, da intensive Landwirtschaft die Bodenstruktur zerstört.

2.2.2.2.3. Globale Erwärmung

Zur Gewinnung von Weideland bzw. zum Futtermittelanbau werden weite Flächen des Regenwaldes verbrannt. Beim Verbrennen von Pflanzen werden riesige Mengen an Kohlendioxid freigesetzt. Und Kohlendioxid ist die wichtigste Ursache für den Treibhauseffekt. Zusätzlich stößt jedes Rind täglich 60 Liter Methan aus, ein weiteres Treibhausgas. Abholzung und Viehzucht bilden zusammen die zweitgrößte Ursache für den Treibhauseffekt.

Fakten :

- Seit 1970 sind durch die Regenwaldabholzung in Lateinamerika über 1,4 Milliarden Tonnen Kohlendioxid in die Atmosphäre gelangt.
- Methangas ist verantwortlich für 18% der globalen Erwärmung. Jedes Jahr vergrößert sich die Menge des Methans in der Atmosphäre um 1%.

-
- 18% der Methanemissionen sind auf Viehzucht zurückzuführen. Weltweit gibt es über 1,3 Milliarden Rinder.

2.2.2.3. Beeinträchtigung der Gesundheit

Angeblich sind wir die intelligentesten Lebewesen, zu komplexen Gefühlen fähig. Und was tun wir? Wir sperren andere Lebewesen in Einzelhaft, bis sie wahnsinnig werden. Wir verweigern ihnen, ihre Grundbedürfnisse auszuleben. Wir behandeln ihre Jungen, als wären es seelenlose Objekte und essen sie dann.

Dies ist auch für uns alles andere als vorteilhaft:

Infektionen, die Billigfleisch mit sich bringen, werden verdrängt: Campylobacter, Salmonellen, Rinderwahnsinn...

«Fleisch macht stark», sagte man uns lange Zeit, doch heute weiß praktisch jeder, daß man umso gesünder lebt, je weniger Fleisch man ißt. Herzkrankheiten, Darmkrebs und andere Leiden werden durch Fleischkonsum mitverursacht.

Fakten:

- Herzkrankheiten sind Todesursache Nr. 1 in den Industrieländern.
- Studien haben nachgewiesen, daß Vegetarier 30% weniger oft an Herzkrankheiten leiden als Fleischesser.
- Krebs ist die Ursache für 1/4 aller frühzeitigen Todesfälle in Großbritannien.
- Mindestens 1/3 aller Krebsarten sind direkt auf das

Eßverhalten zurückzuführen. Viele Risikofaktoren werden bei vegetarischer Ernährung bedeutend vermindert.

- Forschungen ergaben, daß die Häufigkeit von Dickdarm-, Brust-, Prostatakrebs und anderen Krebsarten bei Vegetariern geringer ist.
- Schätzungsweise 2'000'000 Menschen pro Jahr erleiden allein in Großbritannien eine Lebensmittelvergiftung. Fast jede Lebensmittelvergiftung wird von Fleisch, Eiern oder Milchprodukten verursacht.

2.2.3. Entstehung von Tierfabriken

Die Entwicklung der Intensivhaltung begann in den Jahren vor dem zweiten Weltkrieg. Sie ist von den USA über Großbritannien nach Europa gekommen und war offenbar aus marktwirtschaftlichen Gründen unaufhaltsam. Um wettbewerbsfähig zu bleiben, mußte man billig „produzieren“. Das bedeutete möglichst viele Tiere raum-, zeit- und arbeitssparend zur Produktion zu bringen. Dies erforderte eine erhebliche Umstellung der bisherigen Lebensweise der Tiere. Die Belastungen, die sich daraus für die Tiere ergaben, sind vielfältig. Es gibt enorme Störungen des Wohlbefindens durch die denaturierte Umgebung und die künstlichen Lebensbedingungen.

Der Lebensraum ist auf ein Minimum beschränkt und erlaubt oft nur das Hinlegen und Aufstehen, aber nicht mehr das Umdrehen. Die Tiere werden bei hochentwickelten Sinnen und Empfindungen auf bloße Nahrungsaufnahme, Verdauung und möglichst rasches Wachstum reduziert. Durch die massive Unterdrückung ihres artspezifischen Verhaltens entsteht immenses Leiden. Die Tiere reagieren auf diese Bedingungen mit dem, was euphemistisch „soziales Fehlverhalten“ genannt

wird. Der Tierhalter versucht derartiges Verhalten mit Hilfe „prophylaktischer“ Maßnahmen, wie Kupieren gefährdender Körperteile, wie Hörner, Schnäbel oder Schwänze sowie durch Dunkelhaltung unter Kontrolle zu bringen. Die Folgen sind dennoch schrecklich und müssen häufig mit Medikamenten kompensiert werden (vgl. TEUTSCH 1987, S. 155 f.).

Das erste Tier, das der intensiven Haltung ausgesetzt wurde, war das Huhn. Bauern spezialisierten sich, um die große Nachfrage nach Fleisch und Eiern zu befriedigen. Die erste Massenproduktion wurde möglich, als Geflügelexperten die Rolle der Vitamine A und D entdeckt hatten und dem Futter beimengten. So konnten Hühner in Käfigen großgezogen werden, weil sie kein Sonnenlicht und keinen Auslauf mehr brauchten, um richtig zu wachsen. Diese Massentierzucht setzte sich rasch durch, verursachte jedoch eine Vielzahl von Problemen. Die Käfige waren derart überfüllt, daß sich die Vögel gegenseitig zu Tode hackten und auf fraßen. Die schlecht belüfteten Ställe hatten ansteckende Krankheiten zur Folge. Die Nachfrage war dennoch sehr stark und führte zu großen Erfolgen des Hühnergeschäfts. Futter- und Pharma-Firmen ließen Wissenschaftler an den Problemen der Massentierhaltung arbeiten. Im Laufe der Zeit wurden Standardtechniken zur Massenproduktion entwickelt, die folgendes beinhalten: Einsatz einer automatischen Schnabelkürzmaschine, um Verluste durch Hacken und Kannibalismus zu verringern, Futter in Form einer neuen Art von Hybridkorn, damit die Vögel schneller an Gewicht gewinnen sowie Beimengung von Sulfonamiden und Antibiotika zur Reduzierung der Krankheitsrate in den überfüllten Ställen. Dennoch war das Huhn noch nicht völlig für die Massenproduktion geeignet. Die Geflügelindustrie hielt Ausschau nach einer Hühnerart, die einen breitbrüstigeren Körper hatte und weniger Futter brauchte. Nach wenigen Jahren war der Prototyp des heutigen „Brathähnchens“ entwickelt, das in etwa sieben Wochen zum Marktgewicht heranwächst. Das vorhergehende Huhn brauchte doppelt so lange zur Erreichung des Marktgewichts.

Die Eierproduzenten bemühten sich ihrerseits, eigene Hühner „herzustellen“, die sogenannten „Legehennen“, die noch mehr Eier liefern würden. Diese Legehenne legt 25% mehr Eier pro Jahr als die Henne der 40er Jahre. Ein Hauptproblem der Fabrikmethode stellten die Tonnen an Dung der eingesperrten Legehennen dar. Zum Nachteil der Hennen fand man eine Methode, in der Hühner in Maschendrahtkäfigen gehalten wurden, die über einem Graben aufgehängt werden, um den Kot beseitigen zu können. Zunächst hielt man die Hennen einzeln in den Käfigen, zur Kostenreduktion bot sich jedoch an, viele Tiere in einen Käfig zu sperren. Das hatte den Tod von mehreren Hennen zur Folge, aber es war immer noch kostengünstiger. Zwischen 1955 und 1975 stieg die Belegung einer typischen Eierfabrik von 20.000 auf 80.000 Legehennen je Gebäude. 1967 waren 44% der 300 Millionen Legehennen in voll technisierten Fabrikgebäuden eingesperrt (vgl. SINGER 1982, S. 110; SINGER 1988 S.136 ff.).

In den 60er Jahren begannen Landwirtschaftsexperten, die Fabriktechnologie auf andere Tiere auszuweiten. Es wurden entsprechende Systeme für Schweine, Rinder und Schafe entwickelt, die zur heutigen Situation in der Massentierhaltung führten. Agrargeschäftsfirmen profitierten vom vermehrten Verkauf von Futter, Medikamenten und Ausrüstung. Die Sorge um das Wohlbefinden der Tiere trat vollkommen in den Hintergrund.

2.2.4. Schweinezucht

In den letzten hundert Jahren hat sich das Leben des Hausschweins drastisch verändert. Der Trend ging zu immer größerer Intensivierung, in der das Schwein in künstlicher Beengtheit sein kurzes und unbehagliches Leben fristen muß. Um höchsten Profit zu erlangen, entwickelte die moderne Agrarwirtschaft die heutigen Hybridformen, die teilweise nur noch unter treibhausähnlichen Bedingungen wie

geheizten und sterilen Ställen überlebensfähig sind. Man züchtete den Schweinen zusätzliche Rippen an, um das Kotelettstück zu verlängern! Diese unnatürliche Statik des Tierkörpers bewirkte, daß die Eber aus „konstruktiven“ Gründen zur natürlichen Befruchtung nicht mehr fähig sind. Das Schwein wurde zu einem Objekt strikter Zweckdienlichkeit reduziert, zu einer Sache für die Fleisch- und Speckproduktion (vgl. MEYER 1990, S. 88; SERPELL 1990, S. 15).

Das Schwein ist von Anbeginn seines Lebens strengen Regeln und Kontrollen unterworfen. Zirka eine Woche vor der Geburt steckt man die Sau in eine sogenannte ‘Abferkelbox’. Das ist ein enger Stahlkäfig, in dem sie stehen und sich hinlegen kann, andere Bewegungen sind jedoch nicht möglich. Die Sau übt dennoch verschiedene stereotype Tätigkeiten aus, die als vergebliche Bemühungen zum Nestbau interpretiert werden können. Diese sind von deutlichen Zeichen des Kummers begleitet. Man verwendet diese Abferkelboxen zur Verringerung der Ferkelsterblichkeit. Die neugeborenen Ferkel werden möglichst schnell von der Mutter entfernt. Moderne Lehrbücher der Schweinezucht empfehlen, die Ferkel innerhalb von 12 bis 36 Stunden nach der Geburt von der Mutter zu trennen, da dieses Verfahren für den Produzenten mehrere Vorteile bietet. Die Wahrscheinlichkeit, daß sich die Ferkel in der schmutzigen Abferkelbox eine Infektion zuziehen, wird vermindert. Die Mutterschweine hören auf, Milch zu produzieren und werden schneller wieder empfängnisbereit. Danach erfolgen eine Reihe von Routineoperationen, bei denen den Ferkeln die Eckzähne abgeknipst, die Schwänze kupiert, ihre Ohren zur besseren Identifizierung eingekerbt werden und die männlichen Tiere kastriert werden. Das alles erfolgt ohne jegliche Betäubung. Wenn die Ferkel 7 bis 14 Tage alt sind, kommen sie von den kleinen Einzelkäfigen in eine Gruppe in etwas größere Gehege. Dort herrschen beengte und langweilige Bedingungen und die Tiere reagieren mit Verhaltensstörungen. Sie beißen sich gegenseitig in den Nabel, die Schwänze und die Ohren oder saugen daran. Zur Bekämpfung dieses Verhaltens werden die Tiere meist sehr warm, zwischen 22 und 27°C gehalten, damit sie lethargisch werden. Außerdem werden die Gehege

fast in Dunkelheit und frei von Lärm gehalten. Nichtsdestotrotz sind die Schweine unter diesen Haltungsbedingungen notorisch streßanfällig. Plötzlicher Lärm- oder Lichteinfluß kann sie enorm erschrecken und zu aggressivem Verhalten führen (vgl. SERPELL 1990, S. 15 f.). Dadurch kann es zu dem PSS „porcine stress syndrome“, dem „Schweine-Streß-Syndrom“ kommen. Die Symptome sind extremer Streß, Steifheit, fleckige Haut, Keuchen, Angst - und häufig: plötzlicher Tod. Das ist für den Produzenten besonders ärgerlich. In einer landwirtschaftlichen Zeitschrift heißt es dazu: „Es tut weh, daß man Schlachtschweine gerade dann durch PSS verliert, wenn sie sich dem Verkaufsgewicht nähern und die ganzen Kosten für das Futter bereits investiert sind“ (SINGER 1996, S. 202).

Die Ferkel werden in kleinen Gruppen in Ställen gemästet, bis sie mit sechs bis acht Monaten ihr Schlachtgewicht erreicht haben. Die Schweinebuchten haben Böden aus Beton oder Metallrosten, und es gibt kein Streu. Das erleichtert die Säuberung, bei den Schweinen treten allerdings häufig deformierte Füße und Lahmheit auf. Da sie meistens geschlachtet werden, bevor es zu ernsthaften Schäden kommt, gibt es für den Züchter keinen wirtschaftlichen Anreiz, ihre Lebensbedingungen zu verbessern. Die Ställe werden in völliger oder teilweiser Dunkelheit gehalten, um Streßerscheinungen möglichst zu vermeiden. Haben die Schweine ihr Mastgewicht erreicht, werden sie zum Schlachthof transportiert. Der Transportweg und die Schlachtung stellen große Qualen für sie dar. Nach monatelangem Nichtstun, Langeweile und Frustration werden sie aus den Ställen getrieben und in einen Viehtransporter gequetscht, wo sie Stunden bis Tage zubringen müssen, ohne sich bewegen zu können und ohne Futter und Wasser zu bekommen. Schweine, die unter diesen Umständen aggressiv werden, behandelt man ziemlich schlecht. Das Personal steht unter Streß und reagiert oftmals mit übermäßiger Brutalität wie Fußtritten, Stock- oder Keulenschlägen oder dem Einsatz eines Stocks zum Versetzen elektrischer Schläge.

Am Schlachthof haben die Schweine alle Anzeichen hoffnungsloser Angst. Sie schreien und rempeln sich gegenseitig. Unter optimalen Bedingungen tritt der Tod

relativ schnell und schmerzlos ein. Die Tiere werden mit einem Stromstoß oder einem Bolzenschußgerät betäubt, bevor man ihnen die Kehle durchschneidet (vgl. SERPELL 1990, S. 18 f.).

Aus rationellen Gründen wurde die natürliche Paarung aufgegeben, an ihre Stelle trat die künstliche Befruchtung. Die Abstände zwischen einer Empfängnis und der nächsten werden mit Hilfe von Hormonspritzen verkürzt, die man den Schweinen noch während ihrer Säugezeit spritzt. Aus Gründen der Erleichterung werden auch Hormone eingesetzt, damit die Sau zu einer dem Züchter angenehmen Tageszeit ihre Jungen zur Welt bringt. Ein Lehrbuch drückt das ganz lapidar aus: „Die Sau hat nur eine wirtschaftliche Existenzberechtigung, und diese besteht darin, entwöhnte Ferkel zu produzieren. Und je effizienter sie das tut, desto höher ist die Profitmarge im Schweinezuchtgeschäft“ (ENGLISH et al. zit. nach SERPELL 1990, S. 20).

Das moderne Agrargeschäft basiert auf der Industriemerkmal Maximierung der Produktivität und Minimierung der Kosten.

2.2.5. Rinderzucht

„Gemächlich bewegt sich die Rinderherde auf der Weide vorwärts. Eine Kuh verläßt langsam die Gruppe und sucht für die bevorstehende Geburt einen versteckten Platz auf. Hier bleibt sie 2-3 Tage mit ihrem Neugeborenen, welches so die Gelegenheit erhält, in aller Ruhe die Mutter kennenzulernen und Kraft zu schöpfen, um der Herde folgen zu können. Danach kehren Mutter und Kind zur Gruppe zurück. Das Kälbchen wird zusehends munterer und erkundet seine Umgebung und die Artgenossen.

Unterbrochen wird dies immer wieder durch stetig kürzer werdende Pausen, in denen es bei der Mutter trinkt oder sich ausruht. Bald schließt es sich den anderen Kälbern der Herde an. Im wechselseitigen Spiel werden, wie bei allen Tieren, die

in sozialen Verbänden leben, wichtige Verhaltensabläufe eingeübt“ (RUSCHE & MÜLLERS 1988, S. 34).

So sieht das Leben der Kälber heute *nicht* mehr aus. Das Leben der Mastkälber sieht heute vielmehr so aus:

Es liegt auf der Hand, daß die Tiere ihre Mütter schmerzlich vermissen. Sie vermissen auch etwas, woran sie saugen können. Der Saugdrang ist bei einem Kuhbaby ebenso ausgeprägt wie bei einem menschlichen Baby. Doch diese Kälber haben kein Euter, an dem sie saugen können, und sie haben auch keinerlei Ersatz dafür. Vom ersten Tag ihrer Gefangenschaft an – und das kann durchaus erst ihr dritter oder vierter Lebenstag sein – trinken sie aus einem Plastikkubel. Häufig sieht man Kälber, die wie rasend versuchen, an irgendeinem Teil ihres Stalles zu saugen, doch gewöhnlich gibt es nichts, das sich dazu eignet; wenn man einem Kalb den Finger hinhält, wird es sofort daran zu saugen beginnen, wie ein menschliches Baby an seinem Daumen lutscht.

Als wenn das noch nicht genug wäre, wird das Kalb auch noch künstlich anämisch gehalten. Folglich enthalten die Futtermittel nur wenig Eisen. Die uner-sättliche Gier des anämischen Kalbes nach Eisen ist einer der Gründe dafür, warum der Produzent darum besorgt ist, es daran zu hindern, sich in seinem Stall um-zudrehen. Obwohl Kälber es wie Schweine normalerweise vorziehen, nicht in die Nähe ihres eigenen Urins oder Dungs zu kommen, enthält Urin ein wenig Eisen. Das Bedürfnis nach Eisen ist so stark, daß das Kalb seinen natürlichen Widerwil-len überwindet und die Latten ableckt, die mit seinem Urin getränkt sind (vgl. SINGER 1996, S. 215 ff.).

Damit die Fleischkälber möglichst viel Nahrung zu sich nehmen, erhalten sie kein Wasser. Die einzige Flüssigkeit, die sie erhalten, ist ihr Futter - nahrhafte Ersatzmilch, die aus Milchpulver und zusätzlichen Fetten besteht. Da die Ställe, in denen die Kälber leben, verhältnismäßig warm gehalten werden, nehmen die dursti-

gen Tiere mehr von dieser flüssigen Nahrung auf, als sie aufnehmen würden, wenn sie die Möglichkeit hätten, Wasser zu trinken. Das übliche Resultat dieser Überfütterung ist, daß die Kälber stark schwitzen, wie es jemand tun würde, der zu schnell und zu viel gegessen hat. Durch das Schwitzen verlieren die Kälber Flüssigkeit, das sie wiederum durstig macht und dazu führt, daß sie erneut zuviel von ihrer flüssigen Nahrung zu sich nehmen (vgl. ebd., S. 218 f.).

Das Kalb dazu zu bringen, daß es zuviel Nahrung zu sich nimmt, ist aber erst die Hälfte der Aufgabe; die andere Hälfte der Aufgabe besteht darin, dafür zu sorgen, daß diese Überernährung zur Gewichtszunahme führt. Zu diesem Zweck ist es erforderlich, das Kalb so einzusperrern, daß es sich keine Bewegung verschaffen kann. Auch das Warmhalten des Stalles trägt dazu bei. Doch selbst die Kälber, die es in ihren Ställen warm haben, neigen leicht zur Ruhelosigkeit, denn sie haben den ganzen Tag lang bis auf die beiden Fütterungszeiten nichts zu tun. Um die Rastlosigkeit ihrer gelangweilten Kälber zu dämpfen, lassen viele Kälberproduzenten die Tiere den ganzen Tag in Dunkelheit stehen, außer zu den Fütterungszeiten. So werden die Kälber, denen bereits der größte Teil der Zuwendung, Aktivität und Stimulation fehlt, die ihre Natur eigentlich fordert, auch noch der visuellen Stimulation und des Kontakts mit anderen Kälbern beraubt, und zwar für mehr als zweiundzwanzig Stunden täglich (vgl. ebd., S. 219 f.).

Nach erfolgreicher Anwendung moderner Kälberzuchtmethoden „sieht uns ein aufgewabbeltes, wegen der Aufweichung der Knochen fast nicht mehr gehfähiges, geschundenes, gemartertes Geschöpf mit todtraurigen Augen an“ (EVERS zit. nach BEIDL 1988, S. 4). Wie die Tiere dann zum Schlachthof transportiert werden, beschreibt ein Futtermittelberater so:

„Kälber werden mit 150 bis 200 Kilogramm im Alter von 120 bis 150 Tagen geschlachtet, weil sie danach nicht mehr lebensfähig sind. Sie sind fast blind, wenn sie herausgezogen werden, um sie zum Schlachthof zu verfrachten. Sie können

nicht laufen, weil sie nie laufen gelernt haben, da sie sich praktisch im Stall nie bewegen konnten...

Wenn dann die letzte Stunde gekommen ist, werden die Kälber an den Ohren herausgezogen. Wahnsinnig, wie die transportiert werden. Sie werden geschoben, sie werden geschlagen. Daß sie bis dahin nicht krepieren sind, liegt nur daran, daß sie den ganzen Medikamenten-Kram kriegen. Ein Kalb, bis es geschlachtet wird, hat mindestens 50 Kubikzentimeter reinste Chemie geschluckt oder gespritzt bekommen“ (DER SPIEGEL 1988, S. 25).

Auf der letzten Station ihres qualvollen Lebens, im Schlachthof, werden die Kälber mit Stockschlägen „empfangen“ und in die „Betäubungsbox“ getrieben:

„Kälber und Rinder werden betäubt, indem man einen Metallbolzen ins Hirn treibt und dadurch wesentliche Hirnteile zerstört. Damit das geschieht, muß der Bolzen in der Mitte der Stirn ins Gehirn dringen, wo zwei gedachte Diagonalen von den Hornansätzen zu den Augen einen Kreuzpunkt bilden...

Eine knappe Minute hat der Betäuber Zeit, um ein Rind aus dem Treibgang in die Box zu jagen, den Bolzen in seine Stirn zu schießen und es unten aus der Box durch einen Metallschieber auswerfen zu lassen. Am Hinterbein angekettet wird es dann über ein Entblutungsbecken hochgezogen. Hängt es dort am Fließband, schneidet man ihm die Kehle durch. Auch Rinder sterben – wie Schweine – durch Ausbluten...

Oft sind die Tiere nicht bewußtlos, weil der Schuß zu hoch oder zu tief sitzt. „Bei unsachgemäßer Betäubung werden die Hohlräume oberhalb und unterhalb des Gehirns getroffen, ohne das Gehirn zu verletzen, weshalb das Tier nicht sofort stürzt“, erklärt ein Lehrbuch für Metzger. Bei den Kälbern sind solche Fehlschüsse noch häufiger. Sie werden in diesem Betrieb immer zu zweien in die geräumige Box getrieben, weil das schneller geht. Die kleinen, nervösen Tiere sind für den

Betäuber schwer zu erreichen, zumal die Box zu seinem Schutz oben mit Stangen versehen ist. Fehlschüsse sind die Folge“ (KARREMANN 1988, S. 11 f.).

2.2.6. Hennenhaltung in Käfigbatterien

Die Eier vieler Vogelarten – von Wachteln bis zu Straußen – werden vom Menschen gegessen; doch den Hauptanteil machen Hühnereier aus.

Legehennen und Masthühner halten einen traurigen Rekord, was die Konzentration der Tiere auf engstem Raum betrifft. 450 cm² Lebensraum steht jedem Huhn zu, ein geneigtes Drahtgitter, kleiner als die Fläche eines Blatts Schreibmaschinenpapier. Allein in Deutschland müssen über 65 Millionen Legehennen die Konsumenten mit über 18 Milliarden Eiern pro Jahr versorgen (DEUTSCHES BUNDESMINISTERIUM FÜR LANDWIRTSCHAFT UND FORSTEN 1998).

90% der auskunftspflichtigen Legehennenbetriebe halten die Vögel in Batterien. In der Schweiz ist diese Käfighaltung der Hühner zwar verboten, der Import solcher Eier wird jedoch wegen des Preisunterschiedes in großem Stil durchgeführt. Doch auch die erlaubte Bodenhaltung der Hühner ist weit von einem artgerechten Leben, wie sie die Werbung stets suggeriert, entfernt. Um die Produktivität zu erhöhen, werden die Hühner in beiden Haltungssystemen oft 17 Stunden pro Tag mit künstlichem Licht bestrahlt. Verhaltensstörungen sind die Folge dieser Haltung. Um gegenseitiges Anpicken oder gar Ausweiden zu verhindern, werden vielen Hennen im Kükenalter die Oberschnäbel ohne Betäubung abgebrannt oder abgeschnitten. Doch gerade der Hühnerschnabel ist durch zahlreiche Nervenbahnen ebenso empfindlich wie unsere Fingerkuppen. Die Tiere haben noch Monate nach dieser «Amputation» große Schmerzen.

Das tägliche Eierlegen ist keineswegs so unbeschwert, wie man annehmen möchte. Während ihre Vorfahren etwa zwölf bis zwanzig Eier pro Jahr legten, bringen es speziell gezüchtete Legehennen auf rund dreihundert Eier pro Jahr. Um die Ei-

erschalen aufbauen zu können, wird den Knochen Kalzium entzogen. Dies ist neben der Bewegungseinschränkung und fehlendem Sonnenlicht eine der Ursachen für teils tödliche Technopathien wie Käfiglähme, Osteoporose, und Fettleibersyndrom.

Außerdem bedeutet es für die Hühner großen Streß, sich für die Eiablage nicht zurückziehen zu können; es stellt eine unbeschreibliche Tortur in der Massenhühnerhaltung dar (vgl. STÖSSER, URL 3, 2000).

2.2.7. Freilandhaltung

In den letzten Jahren ist - nach Salmonellen-Skandalen und Horrorbildern aus Legebatterien – die Nachfrage nach Freiland- und Bioeiern deutlich gestiegen. Jährlich werden angeblich 300 Millionen „Öko-Eier“ gekauft, gelegt werden aber nur 50 Millionen (vgl. REINECKE & THORBRIETZ 1997, S. 145).

Heinrich Tiemann, Geschäftsführer einer großen Eier-Vermarktungsfirma dazu: „Mindestens ein Drittel der verkauften Eier werden falsch deklariert“. Der Etikettenschwindel bringt hohe Gewinne. Bei einem Ei aus Käfighaltung beläuft sich der Reingewinn auf zwei Zehntelpfennig, bei einem Ei aus der Freilandhaltung, auf 1,3 Pfennig. Deklariert nun beispielsweise ein großer Betrieb mit 1,5 Milliarden Eier ein Drittel davon als teure Freiland-Eier, erhöht sich der ursprüngliche Gewinn von 3 auf 9,5 Millionen DM (vgl. ebd., S. 145).

Eier aus Freilandhaltung (also Stall und Weideauslauf im Freien) und Bodenhaltung (Stallgebäude mit Sitzstangen und Legenestern, aber ohne Freilauf) machen in Deutschland gerade 10%, in der Schweiz ca. 50% der konsumierten Eier aus. Bezeichnungen wie «Bauern-» oder «Landeier» sollen über die Herkunft aus Hühnerbatterien hinwegtäuschen. Abrollspuren vom Käfigboden, die unter UV-Licht sichtbar werden, zeigen oft die falsche Deklaration der Eier an. Es werden

soviele Eier aus angeblicher Freilandhaltung verkauft, daß jedes Freilandhuhn täglich fünf davon legen müßte.

Eiklar und Dotter in eihaltigen Produkten wie Kuchen, Keksen, Brot oder Teigwaren stammen, wenn nicht ausdrücklich anders angegeben, ebenfalls aus Käfighaltung. Hinzu kommen die Probleme der Schlachtung und der männlichen Küken (vgl. STÖSSER, URL 3, 2000).

Nach einer Aufzucht von wenigen Monaten verbringen die Legehennen etwa ein Jahr damit, Eier zu legen. Mit der Zeit läßt die Legeleistung nach, und sie werden im Alter von zwölf bis fünfzehn Monaten geschlachtet und als Suppenhühner vermarktet oder zu Pasteten verarbeitet. Ihre natürliche Lebenserwartung betrüge über dreißig Jahre. Zur Schlachtung werden die Hühner an den Füßen aufgehängt und durch Elektroschock im Wasserbad betäubt – bei zu kleinen Hühnern und bei denen, die sich wehren, mißlingt dies oft, weil sie den Kopf über Wasser halten. Dann wird ihre Kehle bei vollem Bewußtsein durchgeschnitten und sie verbluten (vgl. ebd.).

Hähne werden nach der Geburt umgebracht, da sie keine Eier legen können. Die männlichen Tiere – also jedes zweite Küken! – aus Legehennenzuchtrichtlinien, sind für die Fleischmast unrentabel. Die Küken werden kurz nach dem Schlüpfen "gesext". Die weiblichen Tiere kommen in die Aufzucht, die männlichen werden lebendig in Fleischwölfen vermust, ertränkt, erstickt oder vergast, um als Tiermehl für Futter oder Dünger zu enden. So werden allein in Deutschland jährlich 44 Millionen Küken bereits in den ersten Lebenstagen getötet (vgl. ebd.).

Weitere negative Auswirkungen der Eierproduktion können Gesundheitsschäden sein. Ein durchschnittliches Ei enthält mehr als 200 mg Cholesterin. Eier können Nahrungsmittelvergiftungen, insbesondere Salmonellose, verursachen. Die Symptome ähneln Erkältungssymptomen, so daß die Vergiftung häufig unentdeckt

bleibt. Eier tragen zu Übergewicht, Herzkrankheiten, Krebs und anderen ernsten Gesundheitsschäden bei (vgl. ebd.).

Angesichts dieser Tatsachen sollte klar sein, daß Eier mehr sind als nur Hühnermenstruationsprodukte: Jedes einzelne Ei bedeutet Verschwendung, Gesundheitsschäden und vor allem Tierquälerei und Tod. (vgl. STÖSSER, URL 3, 2000).

2.2.8. Schlachthofbericht einer Veterinär-Studentin

In den vorangegangenen Gliederungspunkten habe ich Zahlen und Fakten im Zusammenhang mit der Fleischproduktion in der Massentierhaltung dargestellt. Ich möchte nun eine Veterinär-Studentin mit ihrem Erfahrungsbericht zu Wort kommen lassen.

Christiane M. Haupt berichtet von ihrem sechswöchigen Pflichtpraktikum in einem Schlachthof, das sie im Rahmen ihres Studiums der Veterinärmedizin absolvieren mußte. Sie beschreibt ihre Gedanken und Gefühle, als sie das erste Mal den Schlachthof betritt, ihre Eindrücke über die Persönlichkeiten der Schlächter, wie sie selbst im Laufe der Zeit ein Teil der Tötungsmaschinerie wird und wie überlebenswichtige Schutzmechanismen der Abwehr zum Tragen kommen. Dazu die im Internet dokumentierte Aussage der Betroffenen:

„Es werden nur Tiere angenommen, die tierschutzgerecht transportiert werden und ordnungsgemäß gekennzeichnet sind“, steht auf dem Schild über der Betonrampe. Am Ende der Rampe liegt, steif und bleich, ein totes Schwein. 'Ja, manche sterben schon während des Transportes. Kreislaufkollaps.'

Was für ein Glück, daß ich die alte Jacke mitgenommen habe. Obwohl erst Anfang Oktober, ist es schneidend kalt, aber ich friere nicht nur deswegen. Ich vergrabe die Hände in den Taschen, zwingen mich zu einem freundlichen Gesicht und

dazu, dem Direktor des Schlachthofes zuzuhören, der mir eben erklärt, daß man längst keine Lebenduntersuchung mehr vornimmt, nur eine Lebendbeschau. 700 Schweine pro Tag, wie sollte das auch gehen. 'Es sind eh keine kranken Tiere dabei. Die würden wir sofort zurückschicken, und das kostet den Anlieferer eine empfindliche Strafe. Das macht der einmal und dann nicht wieder.' Ich nicke pflichtschuldig - durch, nur durchhalten, du mußt diese sechs Wochen hinter dich bringen - , was passiert mit kranken Schweinen?

'Da gibt es einen ganz speziellen Schlachthof.' Ich erfahre einiges über die Transportverordnungen, und wieviel genauer man es heutzutage mit dem Tierschutz nimmt. Das Wort, an diesem Ort gesprochen, klingt makaber. Inzwischen hat sich der vielstimmig grunzende und quiekende Doppeldecktransporter unter uns bis an die Rampe heranrangiert. Einzelheiten sind in der morgendlichen Dunkelheit kaum auszumachen; die Szenerie hat etwas Unwirkliches und gemahnt an jene gespenstischen Wochenschauen aus dem Krieg, an graue Waggonreihen voller ängstlicher bleicher Gesichter an Laderampen, über die geduckte Menschenmengen von gewehrtragenden Männern getrieben werden. Plötzlich bin ich mittendrin. So etwas träumt man in bösen Träumen, aus denen man schweißgebadet aufschreckt: Inmitten wabernden Nebels, in Eiseskälte und schmutzigem Zwielicht dieses unnennbar böse Bauwerk, dieser flache, anonyme Klotz aus Beton und Stahl und weißen Kacheln, ganz hinten am frosterstarrten Waldesrand; hier geschieht das Unausprechliche, wovon niemand wissen will. Die Schreie sind das erste, was ich höre an jenem Morgen, als ich eintreffe, um ein Pflichtpraktikum anzutreten, dessen Verweigerung für mich fünf verlorene Studienjahre und das Scheitern aller Zukunftspläne bedeutet hätte. Aber alles in mir – jede Faser, jeder Gedanke – ist Verweigerung, ist Abscheu und Entsetzen und das Bewußtsein nicht steigerbarer Ohnmacht: Zusehen müssen, nichts tun können, und sie werden dich zwingen mitzumachen, dich ebenfalls mit Blut zu besudeln. Schon aus der Ferne, als ich aus dem Bus steige, treffen die Schreie der Schweine mich wie ein Messerstich. Sechs Wochen lang werden sie mir in den Ohren gellen, Stunde für

Stunde, ohne Unterlaß. Durchhalten. Für dich ist es irgendwann zu Ende. Für die Tiere nie.

Ein kahler Hof, einige Kühltransporter, Schweinehälften am Haken in einer grell erleuchteten Türe. Alles peinlich sauber. Das ist die Vorderfront. Ich suche nach dem Eingang, er ist seitlich gelegen. Zwei Viehtransporter fahren an mir vorbei, gelbe Scheinwerfer im Morgendunst. Mir weist ein fahles Licht den Weg, erleuchtete Fenster. Ein paar Stufen, dann bin ich drinnen, und jetzt ist alles nur weißgekachelt. Keine Menschenseele zu sehen. Ein weißer Gang, – da, der Umkleideraum für Damen. Fast sieben Uhr, ich ziehe mich um: weiß, weiß, weiß. Der geliehene Helm schaukelt grotesk auf den glatten Haaren. Die Stiefel sind zu groß. Ich schlurfe wieder in den Gang, stoße beinahe mit dem zuständigen Veterinär zusammen. Artige Begrüßung. 'Ich bin die neue Praktikantin.' Bevor es losgeht, die Formalitäten. 'Ziehen Sie sich mal was Warmes an, gehen Sie zum Direktor und geben Sie Ihr Gesundheitszeugnis ab. Dr. XX sagt Ihnen dann, wo Sie anfangen.' Der Direktor ist ein jovialer Herr, der mir erst einmal von den guten alten Zeiten erzählt, als der Schlachthof noch nicht privatisiert war. Dann hört er leider damit auf und beschließt, mich persönlich herumzuführen. Und so komme ich also auf die Rampe. Rechter Hand kahle Betongevierte, von eisigen Stahlstangen umgeben. Einige sind bereits mit Schweinen gefüllt. 'Wir beginnen hier um fünf Uhr morgens.' Geschubse, hier und da Krabbeleien, ein paar neugierige Rüssel schieben sich durch die Gitter, pfißige Augen, andere unsted und verwirrt. Eine grosse Sau geht beharrlich auf eine andere los; der Direktor angelt nach einem Stock und schlägt sie mehrfach auf den Kopf. 'Die beißen sich sonst ganz böse.' Unten hat der Transporter die Holzklappe heruntergelassen, die vordersten Schweine schrecken vor dem wackeligen und abschüssigen Übergang zurück, doch von hinten wird gedrängt, da ein Treiber dazwischen geklettert ist und kräftige Hiebe mit einem Gummischlauch austeilt. Ich werde mich später nicht mehr wundern über die vielen roten Striemen auf den Schweinehälften.

'Der Elektrostab ist für Schweine inzwischen verboten', doziert der Direktor. Einige Tiere wagen strauchelnd und unsicher die ersten Schritte, dann wogt der Rest hinterher, eins rutscht mit dem Bein zwischen Klappe und Rampe, kommt wieder hoch, hinkt weiter. Sie finden sich zwischen Stahlverstreben wieder, die sie unentrinnbar in einen noch leeren Pferch führen. Wenn es um eine Ecke geht, verkeilen sich die vorderen Schweine, alle stecken fest, und der Treiber flucht wütend und drischt auf die hintersten ein, die panisch versuchen, auf ihre Leidensgenossen zu springen. Der Direktor schüttelt den Kopf. 'Hirnlos. Einfach hirnlos. Wie oft habe ich schon gesagt, daß es doch nichts bringt, die hintersten zu prügeln!'

Während ich noch wie erstarrt dieses Schauspiel verfolge – das ist bestimmt alles nicht wahr – du träumst –, wendet er sich ab und begrüßt den Fahrer eines weiteren Transportes, der neben den anderen gefahren ist und sich jetzt zum Ausladen bereit macht. Warum es hier viel schneller, aber auch mit noch viel mehr Geschrei vonstatten geht, sehe ich erst, als hinter den emporstolpernden Schweinen ein zweiter Mann aus dem Laderaum auftaucht, denn was nicht schnell genug ist, wird von ihm mit Elektroschocks bedacht. Ich starre den Mann an, dann den Direktor, und dieser schüttelt ein weiteres Mal den Kopf:

'Also, Sie wissen doch, das ist bei Schweinen jetzt verboten!' Der Mann blickt ungläubig, dann steckt er das Gerät in die Tasche.

Von hinten stupst mich etwas in die Kniekehle, ich fahre herum und blicke in zwei wache blaue Augen. Viele Tierfreunde kenne ich, die enthusiastisch schwärmen von den ach so seelenvollen Katzenaugen, dem treuen Hundeblick, – wer spricht von der Intelligenz und Neugier in den Augen eines Schweines? Ich werde diese Augen sehr bald noch anders kennenlernen: Stumm schreiend vor Angst, von Schmerzen stumpf, und dann blicklos, gebrochen, aus den Höhlen gerissen, über den blutverschmierten Boden kollernd. Messerscharf streift mich ein

Gedanke, den ich in den folgenden Wochen monoton noch viele hundert Male im Geiste wiederholen werde: Fleischessen ist ein Verbrechen – ein Verbrechen...

Danach ein kurzer Rundgang durch den Schlachthof, im Pausenraum beginnend. Eine offene Fensterfront zur Schlachthalle, in unendlicher Folge schweben am Fließband fahle, blutige Schweinehälften vorbei. Dessen ungeachtet sitzen zwei Angestellte beim Frühstück. Wurstbrot. Die weißen Kittel der beiden sind blutverschmiert, unter einem Gummistiefel hängt ein Fetzen Fleisch. Hier ist der unmenschliche Lärm noch gedämpft, der mir wenig später ohrenbetäubend entgegenschlägt, als ich in die Schlachthalle geführt werde. Ich fahre zurück, weil eine Schweinehälfte scharf um die Ecke saust und gegen die nächste klatscht. Sie hat mich gestreift, warm und teigig. Das ist nicht wahr – das ist absurd – unmöglich. Alles zugleich stürzt auf mich ein. Schneidende Schreie. Das Kreischen von Maschinen. Blechgeklapper. Der durchdringende Gestank nach verbrannten Haaren und versengter Haut. Der Dunst von Blut und heißem Wasser. Gelächter, unbekümmerte Rufe. Blitzende Messer, durch Sehnen gebohrte Fleischerhaken, daran hängende halbe Tiere ohne Augen und mit zuckenden Muskeln. Fleischbrocken und Organe, die platschend in eine blutgefüllte Rinne fallen, so daß der eklige Sud an mir hochspritzt. Fettige Fleischfasern am Boden, auf denen man ausrutscht. Menschen in Weiß, von deren Kitteln das Blut rinnt, unter den Helmen oder Käppis Gesichter, wie man sie überall trifft: in der U-Bahn, im Kino, im Supermarkt. Unwillkürlich erwartet man Ungeheuer, aber es ist der nette Opa von nebenan, der flapsige junge Mann von der Straße, der gepflegte Herr aus der Bank.

Ich werde freundlich begrüßt. Der Direktor zeigt mir rasch noch die heute leere Rinderschlachthalle – 'Rinder sind dienstags dran!' –, übergibt mich dann einer Dame und enteilt; er hat zu tun. 'Die Tötungshalle können Sie sich ja selbst mal in aller Ruhe ansehen.' Drei Wochen werden vergehen, ehe ich mich dazu überwinde.

Der erste Tag ist für mich noch Galgenfrist. Ich sitze in einem kleinen Zimmerchen neben dem Pausenraum und schnippele Stunde um Stunde kleine Fleisch-

stückchen aus einem Eimer von Proben, den regelmäßig eine blutige Hand aus der Schlachthalle nachfüllt. Jedes Stückchen – ein Tier. Das Ganze wird dann portionsweise zerhäckselt, mit Salzsäure angesetzt und gekocht, für die Trichinenuntersuchung. Die Dame zeigt mir alles. Man findet nie Trichinen, aber es ist Vorschrift.

Am nächsten Tag werde ich dann selbst zu einem Teil der gigantischen Zerstückelungsmaschinerie. Eine rasche Einweisung – 'Hier, den Rest des Rachenringes entfernen und die Mandibularlymphknoten anschneiden. Manchmal hängt noch ein Hornschuh an den Klauen, den dann abmachen.' –, und ich schneide drauflos, es muß schnell gehen, das Band läuft weiter, immer weiter. Über mir werden andere Teile des Kadavers entfernt. Arbeitet der Kollege zu schwungvoll, oder staut sich in der Rinne von mir zuviel blutiger Sud, spritzt mir der Brei bis ins Gesicht. Ich versuche, zur anderen Seite auszuweichen, doch da werden mit einer riesigen, wassersprühenden Säge die Schweine zerteilt; unmöglich kann man hier stehen, ohne naß bis auf die Knochen zu werden. Mit zusammengebissenen Zähnen säbele ich weiter, noch muß ich mich zu sehr eilen, um über all das Grauen nachdenken zu können, und außerdem höllisch aufpassen, mir nicht in die Finger zu schneiden.

Gleich am nächsten Tag leihe ich mir von einer Kommilitonin, die das Ganze schon hinter sich hat, einen Kettenhandschuh. Und höre auf, die Schweine zu zählen, die tiefend an mir vorübergleiten. Auch Gummihandschuhe verwende ich nicht länger. Zwar ist es gräßlich, mit bloßen Händen in den warmen Leichen herumzuwühlen, doch da man sich zwangsläufig bis an die Schultern beschmiert, läuft das klebrige Gemisch der Körperflüssigkeiten ohnehin in die Handschuhe hinein, so daß man sie sich auch sparen kann. Wozu drehen sie noch Horrorfilme, wenn es das hier gibt?

Bald ist das Messer stumpf. 'Geben Sie her – ich schleif Ihnen das mal!' Der nette Opa, in Wahrheit ein altgedienter Fleischbeschauer, zwinkert mir zu. Nachdem er das geschärfte Messer zurückgebracht hat, schwätzt er ein bißchen herum, erzählt mir einen Witz und geht wieder an die Arbeit. Er nimmt mich auch künftig ein bißchen unter seine Fittiche und zeigt mir manchen kleinen Trick, der die Fließbandarbeit erleichtert. 'Gell? Ihnen gefällt das hier alles nicht. Sehe ich doch. Aber da muß man nun mal durch.' Ich kann ihn nicht unsympathisch finden, er gibt sich große Mühe, mich etwas aufzuheitern. Auch die meisten anderen sind sehr bemüht zu helfen; sicher machen sie sich lustig über die vielen Praktikanten, die hier kommen und gehen, die erst schockiert, dann mit zusammengebissenen Zähnen ihre Zeit ableisten. Aber sie tun es gutmütig, Schikanen gibt es nicht. Es gibt mir zu denken, daß ich – von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen – die hier arbeitenden Leute gar nicht als Unmenschen empfinden kann, sie sind nur abgestumpft, wie auch ich selbst mit der Zeit. Das ist Selbstschutz. Man kann es sonst nicht ertragen. Nein, die wahren Unmenschen sind all jene, die diesen Massenmord tagtäglich in Auftrag geben, die durch ihre Gier nach Fleisch Tiere zu einem erbärmlichen Dasein und einem noch erbärmlicheren Ende – und andere Menschen zu einer entwürdigenden und verrohenden Arbeit zwingen.

Langsam werde ich zu einem kleinen Rädchen in dieser ungeheuren Automatik des Todes. Irgendwann im Verlauf der nicht enden wollenden Stunden werden die eintönigen Handgriffe mechanisch, und mühsam. Fast erstickt durch die ohrenbetäubende Kakophonie und Allgegenwärtigkeit unbeschreiblichen Grauens, gräbt sich der Verstand aus den Tiefen betäubter Sinne empor und fängt wieder an zu funktionieren. Differenziert, ordnet, versucht zu begreifen. Aber das ist unmöglich.

Als ich zum ersten Mal bewußt erfasse – am zweiten oder dritten Tag – daß ausgeblutete, abgeflamnte und zersägte Schweine noch zucken und mit dem Schwänzchen wackeln, bin ich nicht in der Lage, mich zu bewegen. 'Sie – sie

zucken noch...’, sage ich, obwohl ich ja weiß, daß es nur die Nerven sind, zu einem vorübergehenden Veterinär. Der grinst: ’Verflixt, da hat einer ‘nen Fehler gemacht – das ist noch nicht richtig tot!’ Gespenstischer Puls durchzittert die Tierhälften, überall. Ein Horrorkabinett. Mich friert bis ins Mark.

Wieder daheim, lege ich mich aufs Bett und starre an die Decke. Stunde für Stunde. Jeden Tag. Meine nächste Umgebung reagiert gereizt. ’Guck nicht so unfreundlich. Lächle mal. Du wolltest doch unbedingt Tierarzt werden.’ Tierarzt. Nicht Tierschlächter. Ich halte es nicht aus. Diese Kommentare. Diese Gleichgültigkeit. Diese Selbstverständlichkeit des Mordens. Ich möchte, ich muß sprechen, es mir von der Seele reden. Ich ersticke daran. Von dem Schwein möchte ich erzählen, das nicht mehr laufen konnte, mit gegrätschten Hinterbeinen dasaß. Das sie solange traten und schlugen, bis sie es in die Tötungsbox hineingeprügelt hatten. Das ich mir hinterher ansah, als es zerteilt an mir vorüberpendelte: beidseitiger Muskelabriß an den Innenschenkeln. Schlachtnummer 530 an jenem Tag, nie vergesse ich diese Zahl. Ich möchte von den Rinderschlachttagen erzählen, von den sanften braunen Augen, die so voller Panik sind. Von den Fluchtversuchen, von all den Schlägen und Flüchen, bis das unselige Tier endlich im eisernen Pferch zum Bolzenschuß bereit steht, mit Panoramablick auf die Halle, wo die Artgenossen gehäutet und zerstückelt werden, – dann der tödliche Schuß, im nächsten Moment schon die Kette am Hinterfuß, die das ausschlagende, sich windende Tier in die Höhe zieht, während unten bereits der Kopf abgesäbelt wird. Und immer noch, kopflos, Ströme von Blut ausspeierend, bäumt der Leib sich auf, treten die Beine um sich... Erzählen von dem gräßlich-schmatzenden Geräusch, wenn eine Winde die Haut vom Körper reißt, von der automatisierten Rollbewegung der Finger, mit der die Abdecker die Augäpfel – die verdrehten, rotgeäderten, hervorquellenden – aus den Augenhöhlen klauben und in ein Loch im Boden werfen, in dem der "Abfall"

verschwindet. Von der verschmierten Aluminiumrutsche, auf der alle Innereien landen, die aus dem riesigen geköpften Kadaver gerissen werden, und die dann, bis auf Leber, Herz, Lungen und Zunge – zum Verzehr geeignet – in einer Art Müllschlucker verschwinden.

Erzählen möchte ich, daß immer wieder inmitten dieses schleimigen, blutigen Berges ein trächtiger Uterus zu finden ist, daß ich kleine, schon ganz fertig aussehende Kälbchen in allen Größen gesehen habe, zart und nackt und mit geschlossenen Augen in ihren schützenden Fruchtblasen, die sie nicht zu schützen vermochten, – das kleinste so winzig wie ein neugeborenes Kätzchen und doch eine richtige Miniatur-Kuh, das größte weich behaart, braunweiß und mit langen seidigen Wimpern, nur wenige Wochen vor der Geburt. 'Ist es nicht ein Wunder, was die Natur so erschafft?' meint der Veterinär, der an diesem Tag Dienst hat, und schiebt Uterus samt Fötus in den gurgelnden Müllschlucker. Und ich weiß nun ganz sicher, daß es keinen Gott geben kann, denn kein Blitz fährt vom Himmel hernieder, diesen Frevel zu rächen, der seinen Fortgang nimmt, wieder und wieder.

Auch für die erbärmlich magere Kuh, die, als ich morgens um sieben komme, krampfhaft zuckend im eisigen, zugigen Gang liegt kurz vor der Tötungsbox, gibt es keinen Gott und niemanden, der sich ihrer erbarmt in Form eines schnellen Schusses. Erst müssen die übrigen Schlachttiere abgefertigt werden. Als ich mittags gehe, liegt sie immer noch und zuckt, niemand, trotz mehrfacher Aufforderung, hat sie erlöst. Ich habe das Halfter, das unbarmherzig scharf in ihr Fleisch schnitt, gelockert und ihre Stirn gestreichelt. Sie blickt mich an mit ihren riesig-grossen Augen, und ich erlebe nun selbst, daß Kühe weinen können.

Meine Hände, Kittel, Schürze und Stiefel sind besudelt vom Blute ihrer Artgenossen, stundenlang habe ich unter dem Band gestanden, Herzen und Lungen und

Lebern aufgeschnitten, – 'Bei den Rindern saut man sich immer total ein', bin ich bereits gewarnt worden.

Das ist es, wovon ich berichten möchte, um es nicht allein tragen zu müssen, – aber im Grunde will es keiner hören. Nicht, daß ich während dieser Zeit nicht oft genug befragt werde. 'Wie ist es denn so im Schlachthof? Also, ich könnte das ja nicht!' Ich grabe mir mit den Fingernägeln scharfe Halbmonde in die Handflächen, um nicht in diese mitleidigen Gesichter zu schlagen, oder um nicht den Telefonhörer aus dem Fenster zu werfen, – schreien möchte ich, aber längst hat all das, was ich tagtäglich mitansehe, jeden Schrei in der Kehle erstickt. Keiner hat gefragt, ob ich es kann. Reaktionen auf noch so karge Antworten verraten Unbehagen ob des Themas. 'Ja, das ist ganz schrecklich, und wir essen auch nur noch selten Fleisch.' Oft werde ich angespornt: 'Beiß die Zähne zusammen, du mußt da durch, und bald hast du es ja hinter dir!' Für mich eine der schlimmsten, herzlosesten und ignorantesten Äußerungen, denn das Massaker geht weiter, Tag für Tag. Ich glaube, niemand hat begriffen, daß mein Problem weniger darin bestand, diese sechs Wochen zu überleben, sondern daß dieser ungeheure Massenmord geschieht, millionenfach, – für jeden geschieht, der Fleisch ißt. Besonders jene Fleischesser, die von sich behaupten, Tierfreunde zu sein, werden für mich nun vollends unglaubwürdig.

'Hör auf – verdirb mir nicht den Appetit!' Auch damit bin ich mehr als einmal rigoros abgewürgt worden, gefolgt von der Steigerung: 'Du bist ein Terrorist! Jeder normale Mensch lacht dich doch aus!' Wie allein man sich in solchen Augenblicken vorkommt. Ab und zu sehe ich mir den kleinen Rinderfetus an, den ich mit heimgenommen und in Formalin eingelegt habe. Memento mori. Laß sie lachen, die 'normalen Menschen'.

Die Dinge abstrahieren sich, wenn man von soviel gewaltsamen Tod umgeben ist; das eigene Leben erscheint unendlich bedeutungslos. Irgendwann blickt man auf

die anonymen Reihen zerstückelter Schweine, die mäanderförmig durch die Halle ziehen, und fragt sich: Wäre es anders, wenn hier Menschen hingen? Abstumpfung bleibt nicht aus. Irgendwann denke ich nur noch, aufhören, es soll aufhören, hoffentlich macht er schnell mit den Elektrozangen, damit es endlich aufhört.

Mehr als die Hälfte des Praktikums ist vorüber, als ich endlich in die Tötungshalle gehe, um sagen zu können: 'Ich habe gesehen.' Hier schließt sich der Weg, der vorn an der Laderampe beginnt. Der kahle Gang, in den alle Pferche münden, verjüngt sich und führt eine Tür in einen kleinen Wartepferch für jeweils vier oder fünf Schweine. Sollte ich je den Begriff ‚Angst‘ bildlich darstellen, ich würde die Schweine zeichnen, die sich hier gegen die hinter ihnen geschlossene Tür zusammendrängen, ich würde ihre Augen zeichnen. Augen, die ich niemals mehr vergessen kann. Augen, in die jeder sehen sollte, den es nach Fleisch verlangt.

Mit Hilfe eines Gummischlauches werden die Schweine separiert. Eines wird nach vorn in einen Stand getrieben, der es von allen Seiten umschließt. Es schreit, versucht nach hinten auszubrechen, und häufig hat der Treiber alle Hände voll zu tun, ehe er endlich mit einem elektrischen Schieber den Stand schließen kann. Ein Knopfdruck, der Boden des Standes wird durch eine Art fahrbaren Schlitten ersetzt, auf dem sich das Schwein rittlings wiederfindet, ein zweiter Schieber vor ihm öffnet sich, und der Schlitten mit dem Tier gleitet hinüber in eine weitere Box. Der danebenstehende Grobschlächter – ich habe ihn insgeheim immer ‚Frankenstein‘ genannt – setzt die Elektroden an; eine Dreipunktbetäubung, wie der Direktor mir einst erklärt hat. Man sieht das Schwein sich in der Box aufbäumen, dann klappt der Schlitten weg, und das zuckende Tier schlägt auf einer blutüberströmten Rutsche auf und zappelt mit den Beinen. Auch hier wartet ein Grobschlächter, zielsicher trifft das Messer unter dem rechten Vorderbein, ein Schwall dunklen Blutes schießt hervor, und der Körper rutscht weiter. Sekunden später hat sich bereits eine Eisenkette um ein Hinterbein geschlossen und das Tier emporge-

zogen, und der Grobschlächter legt das Messer ab, greift nach einer verschmierten Cola-Flasche, die auf dem zentimeterdick mit geronnenem Blut bedeckten Boden steht, und genehmigt sich einen Schluck.

Ich folge den am Haken baumelnden, ausblutenden Kadavern in die 'Hölle'. So habe ich den nächsten Raum genannt. Er ist hoch und schwarz, voll von Ruß, Gestank und Feuer. Nach einigen bluttriefenden Kurven erreicht die Schweinerei eine Art riesigen Ofen. Hier wird entborstet. Von oben fallen die Tiere in einen Auffangtrichter und gleiten in das Innere der Maschine. Man kann hineinsehen. Feuer flammt auf, und mehrere Sekunden lang werden die Körper herumgeschüttelt und scheinen einen grotesken Springtanz aufzuführen. Dann klatschen sie auf der anderen Seite auf einen großen Tisch, werden sofort von zwei Grobschlächtern ergriffen, die noch verbliebene Borsten herunterkratzen, die Augäpfel herausreißen und die Hornschuhe von den Klauen trennen. Einen Moment nur dauert dies alles, hier wird im Akkord gearbeitet. Haken durch die Sehnen der Hinterläufe, schon hängen die toten Tiere wieder und gleiten nun zu einem stählernen Rahmen, der wie ein Flammenwerfer konzipiert ist: Ein bellendes Geräusch, und der Tierkörper wird von einem Dutzend Stichflammen eingehüllt und einige Sekunden lang abgeflammt. Das Fließband setzt sich wieder in Bewegung, führt in die nächste Halle, – jene, wo ich schon drei Wochen lang gestanden habe. Die Organe werden entnommen und auf dem oberen Fließband bearbeitet: Zunge durchtasten, Mandeln und Speiseröhre abtrennen und fortwerfen, Lymphknoten anschneiden, Lunge zum Abfall, Luftröhre und Herz eröffnen, Trichinenprobe entnehmen, Gallenblase entfernen und Leber auf Wurmknollen untersuchen. Viele Schweine sind verwurmt, ihre Lebern sind von Wurmknollen durchsetzt und müssen weggeworfen werden. Alle übrigen Organe wie Magen, Darm und Geschlechtsapparat landen im Abfall. Am unteren Fließband wird der Restkörper gebrauchsfertig gemacht: zerteilt, Gelenke angeschnitten, After, Nieren und Floh entfernt, Gehirn und Rückenmark abgesaugt etc., dann Stempel auf Schulter,

Nacken, Lende, Bauch und Keule aufgebracht, gewogen und in die Kühlhalle befördert. Nicht zum Verzehr geeignete Tiere werden 'vorläufig beschlagnahmt'. Das Stempeln ist für den Ungeübten Schweißarbeit, die lauwarmen, glitschigen Kadaver hängen zum Schluß des Bandes hin sehr hoch, und will man nicht von ihnen erschlagen werden, muß man sich beeilen, denn vor der Waage klatschen die Hälften mit viel Wucht aufeinander. Wie oft mein Blick in all diesen Tagen zur Uhr schweift, die im Pausenraum hängt, vermag ich nicht zu sagen. Ganz gewiß geht keine Uhr auf der ganzen Welt langsamer als diese. Jeden Vormittag ist zur Halbzeit eine Pause erlaubt, aufatmend eile ich in den Waschraum, reinige mich notdürftig von Blut und Fleischfetzen; mir ist, als ob diese Besudelung und der Geruch für immer an mir haften. Hinaus, nur hinaus. Ich habe in diesem Haus nie auch nur einen Bissen essen können. Entweder verbringe ich die Pause, so kalt es auch sein mag, draußen, laufe bis an den Stacheldrahtzaun vor und starre hinüber auf die Felder und den Waldrand, beobachte die Krähen. Oder ich gehe zum jenseits der Straße gelegenen Einkaufszentrum, dort ist eine kleine Bäckerei, wo man sich bei einer Tasse Kaffee aufwärmen kann. Zwanzig Minuten später zurück ans Band. Fleisch essen ist ein Verbrechen. Kein Fleischesser kann je wieder mein Freund sein. Niemals. Niemals wieder. Jeden, denke ich, jeden der Fleisch isst, sollte man hier durchschicken, jeder müßte es sehen, von Anfang bis Ende.

Ich stehe hier nicht, weil ich Tierarzt werden will, sondern weil Menschen meinen, Fleisch essen zu müssen. Und nicht nur das allein: Auch, weil sie feige sind. Das steril verschweißte Schnitzel im Supermarkt hat keine Augen mehr, die überquellen vor nackter Todesangst, es schreit nicht mehr. Das alles ersparen sie sich, all jene, die sich von geschändeten Leichen nähren: 'Also, ich könnte das nicht!'

Mensch sein – heißt das nicht nein zu sagen und sich zu weigern, Auftraggeber eines Massenmordes zu sein – für ein Stück Fleisch? Sonderbare neue Welt.

Vielleicht hatten die winzigen, dem Mutterleib entrissenen Kälbchen, die starben, bevor sie geboren wurden, das beste Los von uns allen.

Irgendwann ist der letzte all dieser nicht enden wollenden Tage gekommen. Irgendwann halte ich die Praktikumsbestätigung in Händen, einen Papierwisch, teurer bezahlt, als ich je für irgend etwas bezahlt habe. Die Tür schließt sich, eine zaghafte Novembersonne geleitet mich über den kahlen Hof zum Bus. Schreie und Maschinenlärm werden leiser. Als ich die Straße überquere, biegt ein großer Viehtransporter mit Anhänger in die Zufahrt zum Schlachthof ein. Schweine auf zwei Etagen, dichtgedrängt.

Ich gehe ohne einen Blick zurück, denn ich habe Zeugnis abgelegt, und jetzt will ich versuchen zu vergessen, um weiterleben zu können. Kämpfen mögen nun andere; mir haben sie in jenem Haus die Kraft dazu genommen, den Willen, die Lebensfreude, und sie gegen Schuld und lähmende Traurigkeit getauscht. Die Hölle ist unter uns, vieltausendfach, Tag für Tag.

Eines aber bleibt immer, jedem von uns: Nein zu sagen.

Nein, nein und abermals nein!“

"Um eines kleinen Bissens Fleisches willen berauben wir eine Seele des Lichtes und der Spanne von Zeit, in die sie hineingeboren wurde, sich daran zu erfreuen" (PLUTARCH zit. nach HAUPT, URL 4, 2000).
(vgl. HAUPT, URL 4, 2000).

2.2.9. Zahlen zu Tierversuchen

In der ausgesprochen übersichtlichen und umfangreichen Datenbank „Tierversuche in Deutschland“ unter URL 5, 2000, sind alle aktuellen Daten zu Tierversuchen in der Bundesrepublik dargestellt.

Im Jahr 1998 starben 1.532572 Tiere in deutschen Labors. Gut die Hälfte (777.000) wurde für die Entwicklung und Prüfung von Arzneimitteln, chemischen Produkten und Pestiziden eingesetzt. Etwa 20 Prozent der Gesamt tierzahl (386.000 Tiere) beanspruchte die Grundlagenforschung (wissenschaftliche Forschung).

Am häufigsten wurde mit Nagetieren experimentiert. Ratten und Mäuse gelten mehr als jede andere Tierart als Massenware. Sie sind lebende Messinstrumente und werden wie Wegwerfartikel behandelt. Umso mehr brauchen diese Tiere unser Mitgefühl und unsere Hilfe. Denn sie spüren Schmerzen und fühlen Ängste ebenso wie Hunde, Katzen oder Affen. Sie leiden still und sterben unbemerkt zu Hunderttausenden in deutschen Labors.

In den Jahren 1989 bis 1995 wurden in der BRD ca. 13,5 Millionen Tiere für Versuche verwendet (Quelle: Tierschutzbericht der Bundesregierung 1997 zit. nach URL 6, 2000).

2.2.9.1. Die Mängel der Versuchstierstatistik

Seit 1989 veröffentlicht die Bundesregierung in einer jährlichen Statistik die Zahl der Tiere, die zu Versuchen benutzt und getötet wurden. Diese offiziellen Angaben sind jedoch unvollständig. Sie müssen dringend um die Tiere ergänzt werden, die bisher nicht erfaßt sind.

Hierzu zählen beispielsweise:

- Tiere, die bei gentechnischen Versuchen »aussortiert« werden, weil sie nicht die erwarteten Erbgutveränderungen aufweisen. Diese Tiere sind für den eigentlichen Versuch »wertlos«. Etwa 90 Prozent der dafür verwendeten Tiere sind davon betroffen.
- Tiere, die zur Herstellung von Seren und Impfstoffen benutzt werden.
- Tiere, die für Organentnahmen getötet werden.
- Tiere, die für Ausbildungszwecke sterben.
- Elterntiere in der Versuchstierzucht sowie Tiere, die auf Vorrat gehalten werden.
- Milliarden von wirbellosen Versuchstieren wie Insekten, Würmer, Krebse und Spinnen.

Ich möchte in der folgenden Darstellung einen kurzen Überblick über die Anzahl der weltweit durchgeführten Tierversuche geben.

Die Zahl der verwendeten Versuchstiere ist meist umstritten (vgl. TEUTSCH 1987, S. 223). Eine statistische Aufstellung der Anzahl von Tieren die für wissenschaftliche Zwecke weltweit genutzt werden, kann bestenfalls eine gute Schätzung sein (vgl. GENDIN 1986, S. 18). Informierten Schätzungen zufolge liegt die Anzahl der weltweit »verwendeten« Tiere jährlich bei 250 Millionen. Umgerechnet ergibt das zwischen 100.000 und 250.000 Tiere in der Stunde, oder ungefähr 2000 Tiere in der Minute (vgl. URL 7, 2000).

2.2.10. Zur Situation in Laboratorien

Die alltägliche Realität der Versuchstiere soll hier anhand zweier Standardmethoden und einzelner Experimente beschrieben werden.

a) LD 50-Test und Draize-Test

Beim LD 50-Test und beim Draize-Test handelt es sich um Standardmethoden für die Einführung von neuen Produkten. „LD“ ist die Abkürzung von „Lethal Dose“ (Letaldosis = tödliche Dosis). Mit dem LD 50-Test wird die Toxizität neuer Substanzen geprüft. Das Ziel des Tests ist die Bestimmung jener Dosierung, bei der 50 Prozent der Versuchstiere sterben. Dies bedeutet gewöhnlich, daß alle Versuchstiere sehr krank werden, bevor die Hälfte von ihnen schließlich stirbt (vgl. SINGER 1996, S. 101).

Kosmetika und andere Substanzen werden auch daraufhin untersucht, ob sie Augen oder Haut schädigen. Hier ist der Draize-Test, der vor allem an Kaninchen durchgeführt wird, die Standardmethode (vgl. ebd.).

Dem Versuchstier werden konzentrierte Lösungen des betreffenden Produkts in die Augen geträufelt, manchmal mehrere Tage lang. Danach wird der Schaden unter anderem am Umfang des verletzten Bereichs sowie am Grad von Schwellung und Rötung gemessen. Um zu verhindern, daß das Tier die Augen schließt oder daran kratzt (und so die Substanz vielleicht entfernen könnte), wird es in eine Vorrichtung geschnallt, aus der nur der Kopf herauschaut, und die Augenlider werden mit Metallklammern auseinandergehalten. So gibt es für das Tier keinerlei Linderung der brennenden Reizung, die durch die in die Augen geträufelte Substanzen hervorgerufen wird (vgl. ebd., S. 101 f.).

Für Hauttests werden zunächst die Haare abrasiert, damit die Substanz direkt auf die Haut aufgetragen werden kann. Damit sich die Tiere an den gereizten Körper-

stellen nicht kratzen können, werden sie fixiert. Es kommt unter Umständen zu Blutungen, Hautblasen und zur Abschälung der Haut. Es gibt auch sogenannte Eintauchstudien, bei denen die Tiere in Behälter mit Lösungen der Wirkstoffe gesetzt werden und manchmal ertrinken, bevor irgendein Ergebnis festgestellt werden konnte. Bei Injektionsstudien wird die Testsubstanz in die Haut, in die Muskeln oder in ein Organ injiziert (vgl. ebd., S. 102 f.).

Zu den Produkten, die mittels LD 50-Test und Draize-Test geprüft werden, die also an ihren Augen und an ihrer Haut getestet und an sie verfüttert werden, zählen neben Medikamenten unter anderem folgende: Konservierungsmittel, unwesentliche Nahrungszusätze (wie neue Färbemittel, Süßstoffe oder andere aromatisierende Stoffe), Lippenstifte, Augen-Make-ups, Nagellacke, Deodorants, Schaumbäder, Haarsprays, Sonnenöle, Kirchenkerzen, Christbaumsprays, Anstrichfarben, Tinten, Gleitmittel für Reißverschlüsse, Bleichmittel, Ofenreiniger, Feuerlöscher, Frostschutzmittel, Insektenvertilgungsmittel, Bremsflüssigkeiten (vgl. SINGER 1996, S. 104).

Viele Ärzte und Wissenschaftler haben diese Art von Tests kritisiert und verdeutlicht, daß die Ergebnisse nicht auf Menschen übertragbar sind. Es gibt zahlreiche Fälle, in denen dies der Fall war. Zum Beispiel wurde das Medikament Thalidomid umfassend in Tierversuchen geprüft, bevor man es auf den Markt brachte. Dennoch konnte nicht verhindert werden, daß es zu unerwarteten Schädigungen und Mißbildungen beim Menschen kam. Ein anderes Medikament, das nach allen bestandenen üblichen Tierversuchen für den Markt freigegeben wurde, ist das Medikament Opren, von dem Pharmakonzern Eli Lilly als „Wundermittel“ gegen Arthritis empfohlen. Durch dieses Medikament kam es zu 61 Todesfällen bei Menschen und mehr als 3500 Unverträglichkeitsberichten. Danach wurde es in Großbritannien wieder vom Markt genommen. Nach Einschätzung des „New Scientist“ dürfte die Zahl der Opfer allerdings beträchtlich höher sein.

Weitere Medikamente, die im Tierversuch getestet wurden und beim Menschen zu Schädigungen führten, sind: das Herzmedikament Practolol, das zu Blindheit führte, das Hustenmittel Zipeprol, das in einigen Fällen Anfälle und komatöse Zustände hervorrief (vgl. ebd., S. 104 f.).

Tierversuche können aber auch dazu führen, daß bestimmte Medikamente für den Menschen niemals zum Einsatz kämen, da sie für Tiere giftig sind: So wären Penicillin, Insulin, und Morphin nie auf den Markt gekommen, wären sie aufgrund von Tierversuchen beurteilt worden (vgl. SINGER 1996, S. 105).

Es gab und gibt zahlreiche Bestrebungen, diese Tierversuche abzuschaffen. Wie sich zeigt, führten diese Bemühungen aktiver Tierversuchsgegner nach jahrelanger intensiver Arbeit zu großen Erfolgen: Eine der führenden Persönlichkeiten unter den Tierversuchsgegnern war HENRY SPIRA, ein früherer aktiver Bürgerrechtler - wieder ein Beispiel dafür, daß sich Engagement für Menschen und Tiere nicht ausschließen, das Gegenteil ist der Fall [angemerkt von A.K.]. SPIRA gründete Bündnisse gegen den Draize-Test und gegen den LD 50-Test. Infolge großer öffentlicher Kampagnen und dementsprechendem öffentlichen Druck wurden einflußreiche Kosmetikkonzerne aufgefordert, in die Entwicklung von Alternativmethoden zu investieren. Revlon, der größte Kosmetikproduzent der Vereinigten Staaten, stellte die geforderte Summe zur Verfügung. Avon, Bristol-Myers, Mobil, Procter & Gamble folgten dem Beispiel (SINGER 1996, S. 107) Weitere Details finden sich bei SPIRA, dokumentiert in (SINGER 1988, S. 306 ff.).

Im April 1989, ca. neun Jahre nachdem SPIRA seine Kampagne begonnen hatte, gaben Avon, Revlon und Fabergé Tierversuche vollkommen auf (vgl. SINGER 1996, S. 108).

b) Einzelne Experimente

Die Beispiele sind SINGER, 1996, entnommen:

An der University of Pennsylvania hat MARTIN SELIGMAN eine Reihe von Versuchen durchgeführt. In einem mit zwei Kollegen, STEVEN MAIER und JAMES GEER verfaßten Bericht hat SELIGMAN seine Arbeit wie folgt beschrieben:

„Wenn man mit einem normalen, unbefangenen Hund Flucht/Vermeidungsübungen in einer Doppelkammer durchführt, kommt es typischerweise zu dem folgenden Verhalten: beim Einsetzen des elektrischen Schlags rennt der Hund wie wahnsinnig umher, er läßt Kot, uriniert, heult, bis er schließlich über die Absperrung klettert und so dem Schlag entkommt. Beim nächsten Versuch überquert der Hund rennend und heulend die Absperrung schneller, und so weiter, bis es zu einem effizienten Vermeidungsverhalten kommt“ (SELIGMAN zit. nach SINGER 1996, S. 90 f.)

SELIGMAN veränderte das Versuchsmuster, indem er die Hunde in Geschirre steckte und ihnen Stromstöße verabreichte, denen sie nicht ausweichen konnten. Wenn er dann diese Hunde in die anfängliche Situation in der Schleusenbox versetzte, bei der eine Flucht möglich war, stellte er fest, daß

„ein solcher Hund anfänglich auf den Stromstoß in der Doppelkammer in gleicher Weise reagiert wie ein unbefangener Hund. In ausgesprochenem Gegensatz zu dem unbefangenen Hund hört er aber bald auf herumzurennen und verhält sich ruhig, bis der elektrische Schlag aufhört. Der Hund springt nicht über die Absperrung, um dem elektrischen Schlag zu entkommen. Er scheint vielmehr 'aufzugeben' und den Stromschlag passiv 'hinzunehmen'. Bei darauffolgenden Versuchsdurchgängen macht der Hund weiterhin keine Fluchtversuche und erträgt so starke pulsierende Elektrisierungen von 50 Sekunden Dauer bei jedem Versuchsdurchgang ... Ein Hund, der zuvor unvermeidbaren Schlägen ausgesetzt war, würde ohne irgendein Flucht- oder Vermeidungsverhalten zu zeigen, dauerhaft Stromstöße hinnehmen“ (SINGER 1996, S. 91).

In einer Schrift aus dem Jahre 1972 sagen HARLOW und SUOMI, weil Depression bei Menschen als Zustand charakterisiert wird, der 'Hilflosigkeit und Hoffnungslosigkeit, versunken in einem dunklen Schacht der Verzweiflung' beinhaltet, hätten sie auf einer 'intuitiven Basis' (d. h. aufgrund einer Ahnung) eine Vorrichtung entwickelt, um einen solchen 'Schacht der Verzweiflung' sowohl physisch als auch psychologisch zu reproduzieren. Sie bauten eine vertikale Kammer mit Seiten aus rostfreiem Stahl, die einwärts gekrümmt waren, so daß sie einen runden Boden bildeten, und setzten junge Affen für Zeiträume bis zu fünfundvierzig Tagen hinein. Sie stellten fest, daß nach einigen Tagen solcher Haft die Affen die meiste Zeit zusammengekauert in einer Ecke der Kammer zubrachten. Die Haft erzeugte ernste und beständige psychopathische Verhaltensweisen von depressiver Art. Selbst neun Monate nach der Freilassung pflegten die Affen noch mit um den Körper geschlungenen Armen dazusitzen, statt sich umherzubewegen und ihre Umgebung zu erforschen, wie es normale Affen tun. Der Bericht endet jedoch unschlüssig und ungünstig:

„Ob [die Ergebnisse] auf spezielle Variablen wie Form oder Größe der Kammer, Dauer der Gefangenschaft, Alter während der Gefangenschaft oder, was wahrscheinlicher ist, auf eine Kombination dieser und weiterer Variablen zurückzuführen sind, muß Gegenstand weiterer Forschungen bleiben“(SINGER 1996, S. 75).

Ein anderer Artikel erklärt, wie HARLOW und seine Kollegen zusätzlich zum 'Schacht der Verzweiflung' einen 'Tunnel des Schreckens' schufen, um furchtsame Affen hervorzubringen; wieder in einem anderen Bericht beschreibt HARLOW, wie es ihm gelang, „bei Rhesus-Affen den psychologischen Tod herbeizuführen“, indem er ihnen mit einem weichen Stoff bezogene Ersatzmütter anbot, die normalerweise auf einer Temperatur von ca. 37 Grad Celsius gehalten wurden, jedoch rasch auf 1 bis 2 Grad Celsius abgekühlt werden konnten, um eine Art mütterliche Zurückweisung zu simulieren (HARLOW zit. nach SINGER, S. 75).

Am Heller-Institut für medizinische Forschung in Tel Aviv in Israel haben bei Experimenten, die 1971 veröffentlicht und vom United States Public Health Service finanziert wurden, T. ROSENTHAL, Y. SHAPIRO und andere dreiunddreißig Hunde aus dem örtlichen Tierheim beschafft und in eine Kammer mit kontrollierter Temperatur gesperrt und sie gezwungen, bei Temperaturen bis zu 45 Grad Celsius in einer Tretmühle zu laufen. Sie mußten so lange laufen, bis sie mit einem Hitzschlag zusammenbrachen oder eine vorher bestimmte rektale Temperatur erreichten. Fünfundzwanzig der Hunde starben. Neun weitere Hunde wurden dann einer Temperatur von 50 Grad Celsius ausgesetzt, ohne die Tretmühle bewegen zu müssen. Nur zwei dieser Hunde überlebten länger als 24 Stunden, und die Autopsien ergaben, daß alle innere Blutungen erlitten hatten. Die Experimentatoren schlossen: „Die Befunde stimmen mit dem überein, was in der Literatur über Menschen berichtet wird“ (ROSENTHAL et al. zit. nach SINGER 1996, S. 113). In einem weiteren Bericht, der 1973 veröffentlicht wurde, beschreiben ROSENTHAL und SHAPIRO Experimente mit 53 Hunden, die verschiedene Kombinationen aus Hitze und dem Bewegen der Tretmühle umfaßten. Sechs der Hunde hatten Erbrechen, acht hatten Durchfälle, vier erlitten Konvulsionen, zwölf verloren die Muskelkoordination, alle sonderten reichlich Speichel ab. Von zehn Hunden, deren rektale Temperatur 45 Grad Celsius erreichte, starben fünf „im Augenblick der höchsten rektalen Temperatur“, und die anderen fünf starben zwischen 30 Minuten und elf Stunden nach dem Ende des Experiments. Die Experimentatoren zogen den Schluß: „Je schneller die Temperatur des Hitzschlag-Opfers gesenkt wird, desto größer sind die Chancen, daß es sich erholt“ (vgl. ebd.). Ähnliche Versuchsreihen sind in vielen Bereichen der Medizin anzutreffen. Die „United Action for Animals“ hat ganze Aktenschränke solcher Versuchsberichte aus Zeitschriften gesammelt. Jeder Ordner enthält Berichte über viele Experimente, oft 50 und mehr. Die Aufschriften auf den Ordnern sprechen für sich: „Beschleunigung“, „Erstickung“, „Aggression“, „Blendung“, „Verbrennung“, „Zentrifuge“, „Kompression“, „Quetschung“, „Erfrieren“, „Erhitzen“, „Bestrahlung“,

„Verhungern“, „Schock“, „Rückenmarksverletzungen“, „experimentelle Neurose“, „Streß“ und vieles mehr (vgl. SINGER, S .115).

Ein weiteres Beispiel für die endlose Wiederholung derselben oder ähnlicher Versuche ist die experimentelle Erzeugung eines Schockzustandes. Hiermit ist kein elektrischer Schock gemeint, sondern der geistige und körperliche Schockzustand, der oft als Folge einer schweren Verletzung eintritt. Bereits 1946 sah MAGNUS GREGERSEN von der Columbia University die entsprechende Literatur durch und fand über 800 diesbezügliche Veröffentlichungen. Er beschreibt die angewendeten Methoden: (GREGERSEN zit. nach SINGER 1996, S. 116).

„Aderpresse an einer oder mehreren Gliedmaßen, Quetschung, Druck, Muskeltrauma durch Prellung mit leichten Hammerschlägen, Noble-Collip-Trommel [eine Vorrichtung, in die die Tiere gesetzt werden, ehe man die Trommel rotieren läßt; die Tiere taumeln immer wieder auf den Boden der Trommel und verletzen sich dabei], Schußwunden, Abschnürung der Eingeweide, Erfrierungen und Verbrennungen“(ebd.).

Und 1974 arbeiteten die Forscher noch immer an „Tiermodellen“ des experimentellen Schocks. Noch immer wurden „vorläufige“ Experimente durchgeführt, um festzustellen, welche Verletzungen einen zufriedenstellenden „Standard“-Schockzustand erzeugen (vgl. ebd., S. 117).

Ich habe hier nur wenige von den Zehntausenden oder gar Hunderttausenden Experimenten angeführt, die jährlich durchgeführt werden. Aber vielleicht reichen sie aus, um zu zeigen, daß den Tieren oft große Schmerzen zugefügt werden, ohne daß überhaupt die Absicht oder eine Aussicht besteht, wirklich bedeutsame oder wichtige neue Erkenntnisse zu gewinnen.

2.3. Neue Tierrechtsbewegung und -philosophie

2.3.1. Vorbemerkung

Wenn von Tierrechten die Rede ist, so ist grundsätzlich und zunächst nichts anderes gemeint, als wenn von Menschenrechten die Rede ist. Wie Tiere haben Menschen gewisse Ansprüche, nämlich Ansprüche auf eine bestimmte Behandlung. Die Ansprüche hängen von den jeweiligen Interessen und Bedürfnissen der Betroffenen ab. Was für die einen sehr wichtig ist, kann für andere völlig belanglos sein. Zum Beispiel benötigen Männer aus offensichtlichen Gründen keinen Schwangerschaftsurlaub und Kinder aus naheliegenden Gründen keinen Anspruch auf einen Platz im Altersheim. Sinn und Zweck von Rechten ist immer der gleiche: den Rechtsträgern ein möglichst angemessenes Leben, das heißt, ein ihren Interessen und Bedürfnissen entsprechendes Leben, zu ermöglichen.

Im deutschen Sprachraum hat sich als Bezeichnung für die Bewegung, die auch Tieren solche grundsätzlichen Rechte zugestehen will, der Name ‘Tierrechtsbewegung’ eingebürgert. Deshalb werde ich im folgenden von der Philosophie der Tierrechtsbewegung sprechen. Durchaus üblich ist auch die Bezeichnung ‘Tierbefreiungsbewegung’. Mit dieser Benennung wird auf vorangegangene vergleichbare Befreiungsbewegungen, wie zum Beispiel die Befreiung der Sklaven oder die Emanzipation der Frauen, Bezug genommen. Die Tierrechtsbewegung ist in der Tat die konsequente Fortsetzung bisheriger Befreiungsbewegungen: „So wie wir erkannt haben, daß die Hautfarbe für die Gewährung grundlegender Rechte belanglos ist und daß die Geschlechtszugehörigkeit dafür belanglos ist, so erkennen immer mehr Menschen auf der ganzen Welt, daß auch die Spezieszugehörigkeit diesbezüglich belanglos ist: Warum soll man jemanden ausbeuten und quälen dürfen, weil er zu einer anderen Spezies gehört? Rassismus, Sexismus und Spezies-

sismus befinden sich logisch und ethisch auf der gleichen Ebene“ (KAPLAN 2000, S. 11).

Wie bereits oben erwähnt (vgl. Abschnitt 2.1.), ist das Ziel der Tierrechts- bzw. –befreiungsbewegung die Beendigung jeglicher Ausbeutung von Tieren. Denn eine ‘Humanisierung‘ etwa der Schlachtung ist letzten Endes ein ebensolches Unding wie eine ‘Humanisierung‘ von Sklaverei oder Folter oder die Zulassung von ‘sanfter Vergewaltigung‘ (vgl. ebd., S. 12).

Der Beginn der Tierrechtsbewegung ist das Jahr 1975, in dem das Buch „Animal Liberation“ von PETER SINGER (deutsch 1982: „Befreiung der Tiere“) erschien. Natürlich gab es wie bei allen historischen Bewegungen auch Vorläufer, auf die ich zum Teil eingegangen bin (vgl. Abschnitt 2.1.). Die Tierrechtsbewegung beinhaltet allerdings eine historische Wende: Denn seit diesem Zeitpunkt gibt es eine eindeutig rationale Auseinandersetzung mit dem moralischen Status von Tieren. Frühere Einstellungen und Lehren in Bezug auf Tiere hatten oft religiöse, ideologische oder esoterische Wurzeln und waren dementsprechend angreifbar und konnten nur partiell überzeugen. Jetzt können verschiedenen Positionen und vor allem Widersprüche in der Mensch-Tier-Beziehung rational diskutiert und gelöst werden. Vor der Tierrechtsbewegung war nur der Mensch Gegenstand der Ethik. Heute sind Tierrechte Gegenstand philosophischer Vorlesungen und Seminare auf Universitäten in der ganzen Welt. Ethische Ansätze beschäftigen sich nun mit dem richtigen Umgang mit Menschen *und* Tieren. Denn Tierethik ist ein Teil der Gesamthetik (vgl. KAPLAN 2000, S. 12 f.).

Die Tierethik beruht u.a. auf der Beachtung des Gleichheitsprinzips, auf das ich im folgenden Punkt kurz eingehen möchte.

2.3.2. Gleichheitsprinzip

Das Gleichheitsprinzip beruht auf dem unangefochten geltenden moralischen Gleichheitsgrundsatz von ARISTOTELES, wonach Gleiches bzw. Ähnliches auch gleich bzw. ähnlich behandelt werden muß (vgl. KAPLAN 2000, S. 53).

Biologische und psychologische Forschungsergebnisse ergeben, daß uns Tiere in wesentlichen Bereichen ähnlich sind. Sie sind leidensfähige, intelligente und soziale Wesen. Daraus folgt: Wenn Tiere uns Menschen ähnlich sind, dann müssen sie auch ähnlich behandelt werden. Das setzt voraus, daß wir Tiere in die moralische Sphäre aufnehmen, in denen unsere moralischen Regeln Wert haben (vgl. ebd.).

Zur Klarstellung möchte ich darauf hinweisen, daß ich nicht gemeint habe, daß *alle* Tiere leidensfähige, intelligente und soziale Wesen sind und auch nicht, daß diese Eigenschaften bei allen Tieren in gleichem Maße ausgeprägt sind. Wesentlich jedoch ist, daß *viele* von ihnen leidensfähig, intelligent und sozial sind und sie deshalb entsprechend moralisch behandelt werden sollen (vgl. ebd., S. 53 f.).

Kern dieses Gleichheitsprinzips ist, „daß wir in unseren moralischen Überlegungen den ähnlichen Interessen all derer, die von unseren Handlungen betroffen sind, gleiches Gewicht geben“ (SINGER 1994, S. 39). Anders ausgedrückt: „Ähnliche Interessen sollen ähnlich gewichtet werden“ (KAPLAN 2000, S. 59).

Daraus sehen wir, daß SINGERS Gleichheitsprinzip im wesentlichen dem Gleichheitsgrundsatz entspricht: Ähnliches bzw. Gleiches soll auch gleich bzw. ähnlich behandelt werden. Das Neue an SINGERS Gleichheitsprinzip ist, daß er angibt, daß es sich auf Interessen bezieht (vgl. KAPLAN 2000, S. 59).

Das Gleichheitsprinzip fordert in bezug auf Tiere: „*Wo* und soweit Menschen und Tiere ähnliche Interessen haben, *da* sollen diese ähnlichen Interessen auch *gleich berücksichtigt* werden.“ (KAPLAN 1993, S. 25 f.). Weil sowohl Menschen als auch Tiere leidensfähig sind, müssen wir das Interesse, nicht zu leiden, bei Men-

schen und Tieren gleich berücksichtigen und gleich ernst nehmen (vgl. ebd., S. 25).

Die moralisch relevante Eigenschaft ist die Leidensfähigkeit. Wir sind nicht berechtigt, vorhandene Interessen von Wesen deshalb geringer zu schätzen, weil sie einer anderen Rasse angehören oder weil sie weniger intelligent sind. Ebensovwenig sind wir berechtigt, die vorhandenen Interessen von Wesen deshalb weniger zu berücksichtigen, weil sie zu einer anderen Gattung gehören. SINGER verweist in diesem Zusammenhang auf die berühmte Aussage von JEREMY BENTHAM:

„Der Tag wird kommen, an dem auch den übrigen lebenden Geschöpfen die Rechte gewährt werden, die man ihnen nur durch Tyrannei vorenthalten konnte. Die Franzosen haben bereits erkannt, daß die Schwärze der Haut kein Grund ist, einen Menschen schutzlos den Launen eines Peinigers auszuliefern. Eines Tages wird man erkennen, daß die Zahl der Beine, die Behaarung der Haut und das Ende des os sacrum sämtlich unzureichende Gründe sind, ein empfindendes Lebewesen dem gleichen Schicksal zu überlassen. Aber welches andere Merkmal könnte die unüberwindliche Grenzlinie sein? Ist es die Fähigkeit zu denken oder vielleicht die Fähigkeit zu sprechen? Doch ein erwachsenes Pferd oder ein erwachsener Hund sind weitaus verständiger und mitteilbarer als ein Kind, das einen Tag, eine Woche oder sogar einen Monat alt ist. Doch selbst, wenn es nicht so wäre, was würde das ändern? Die Frage ist nicht: Können sie *denken*? oder: Können sie *sprechen*?, sondern: Können sie *leiden*“ (BENTHAM zit. nach SINGER 1996, S. 35 f.).

2.3.3. Rassismus, Sexismus, Speziesismus

Speziesismus ist ein eben solcher Verstoß gegen das Gleichheitsprinzip wie Rassismus und Sexismus. Rassisten und Sexisten nehmen die Interessen bestimmter Menschen weniger ernst, weil diese zu einer anderen Rasse oder zu einem anderen

Geschlecht gehören. RICHARD RYDER spricht in Analogie zu Rassismus und Sexismus von Speziesismus. Damit meint er, daß Lebewesen nicht aufgrund ihrer Rasse oder ihres Geschlechts diskriminiert werden, sondern aufgrund ihrer Artzugehörigkeit, also aufgrund der biologischen Spezies, der sie angehören (vgl. SINGER 1996, S. 58). Das Prinzip der Gleichheit von Interessen wird zugunsten der Bevorzugung der Interessen der eigenen Rasse oder der Bevorzugung des eigenen Geschlechts, verletzt.

SINGER schreibt im Vergleich zur Verletzung des Gleichheitsprinzips durch Speziesismus: „Rassisten europäischer Abstammung akzeptieren nicht, daß der Schmerz, den Afrikaner verspüren, ebenso schlimm ist wie der, den Europäer verspüren. (...) Menschliche Speziesisten erkennen nicht an, daß der Schmerz, den Schweine oder Mäuse verspüren, ebenso schlimm ist wie der von Menschen verspürte“ (SINGER 1994, S. 86).

Einige der schwerwiegendsten Folgen des Speziesismus habe ich bereits anhand der alltäglichen und allgegenwärtigen Praktiken gegenüber Tieren wie der Massentierhaltung und den Tierversuchen dargestellt (vgl. Abschnitt 2.2.). Da die Fleischproduktion ein massiver Verstoß gegen das Gleichheitsprinzips ist, fordert dieses Prinzip als Konsequenz Vegetarismus.

2.3.4. Vegetarismus als Forderung des Gleichheitsprinzips

Fleischessen ist also eine der wesentlichen Formen des Verstoßes gegen das Gleichheitsprinzip. Speziesismus läßt sich dadurch charakterisieren, daß größere tierliche Interessen kleineren menschlichen Interessen zum Opfer fallen. Das ist beim Fleischessen in besonderem Ausmaß der Fall und zwar aus folgendem Grund: „Praktisch *alle* Interessen der betroffenen Tiere werden einem *einzigem* Interesse des Menschen geopfert, nämlich dem Interesse, ein bestimmtes Geschmackserlebnis zu haben. Hinzu kommt, daß hier die Interessen der Tiere meist *lebenslang* mit Füßen getreten werden ... , während es sich bei dem angestrebten

Geschmackserlebnis des Menschen um ein sehr *kurzfristiges* Phänomen handelt“ (KAPLAN 2000, S. 32). Das bedeutet, daß Fleischessen ein extremer Verstoß gegen das Gleichheitsprinzip ist.

Fleischessen ist die wichtigste und folgenschwerste speziesistische Praktik aus folgenden Gründen:

Fleischessen ist quantitativ enorm relevant: In den USA werden *täglich* 14 Millionen Tiere für die menschliche Ernährung geschlachtet. Dies ist die zahlenmäßig größte Ausbeutung von Tieren.

Zum Fleischessen werden wir in der Kindheit erzogen. Deshalb ist es die biographisch früheste Form der speziesistischen Ausbeutung.

Psychologisch schwerwiegend ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß wir zu einer speziesistischen Praktik zu einem Zeitpunkt erzogen werden, zu dem wir noch keine bewußte und freie Entscheidung treffen konnten.

Fleischessen ist psychologisch gesehen die wichtigste Grundlage für *alle* weiteren Formen der Ausbeutung von Tieren. Denn, wenn wir verinnerlicht haben, leidensfähige Wesen ohne Notwendigkeit - allein unserer Geschmacksvorlieben wegen - zu quälen und zu töten, sind wir leicht zu anderen Formen der Ausbeutung bereit.

3. WIDERSPRÜCHE IN DER MENSCH-TIER-BEZIEHUNG

3.1. Vorbemerkung

Die Widersprüche in der Mensch-Tier-Beziehung scheinen zahlreicher zu sein als die verschiedenen Formen von Beziehungen, die wir zu Tieren haben. So unterscheiden wir zwischen Heim- und Hobbytieren, Nutztieren, Versuchstieren, Zootieren, Zirkustieren, Wildtieren, Pelztieren, Tieren in der Jagd, Tieren im tierquälerischen Brauchtum (Stierkampf, Rodeo, Hahnen- und Hundekämpfe) und Tieren für die Therapie.

Massive Widersprüche manifestieren sich in unterschiedlichen Einstellungen und Verhaltensweisen zu Tieren. Manche Tiere behandeln wir sehr, sehr gut, andere Tiere behandeln wir sehr, sehr schlecht. Zwischen diesen Tieren gibt es jedoch moralisch keinen relevanten Unterschied. Ein Beispiel dafür ist die gänzlich konträre Behandlung von Hunden und Schweinen in unserer Kultur. Schweine sind nicht weniger intelligent als Hunde. Sie sind gesellige und saubere Tiere, wenn man sie zähmt, werden sie ebenfalls zu sogenannten liebenswerten Hausgenossen. Es gibt jedoch einen gesamtgesellschaftlichen Konsens, der in bezug auf Hunde und Schweine dahingehend formuliert wird: Zu Hunden soll man gut sein, sie sind unsere Heimtiere, Schweine sind für die Fleischproduktion da.

Vergleicht man verschiedene Kulturen, stößt man ebenfalls auf gegensätzliche Mensch-Tier-Beziehungen:

So ist beispielsweise die Kuh in Indien heilig und es ist ein Tabu, sie zu schlachten und zu essen. Auf Grund dessen laufen die Kühe in Indien frei umher, können sich ungehindert vermehren, und das in einer Gesellschaft,

wo täglich Menschen verhungern. Dagegen werden in Europa und Nordamerika, wo die Menschen einen sehr hohen Lebensstandard genießen, Kühe regelrecht als Hamburger auf Beinen oder lebende Milchbars betrachtet. Andererseits wird der Hund im Westen schon fast ebenso gesehen wie die Kuh in Indien. Er wurde zum besten Freund des Menschen und wird oft als Mitglied der Familie eingeschätzt. Es wäre undenkbar, in Europa oder in den USA einen Hund zu verzehren. In den meisten Teilen des Mittleren Ostens hingegen, werden Hunde mit allem Schmutzigen und Unwürdigen identifiziert und geschmäht. In China, Korea und auf den Philippinen jedoch sieht man der Zubereitung eines Hundes als Mahlzeit mit Begeisterung zu (vgl. SERPELL 1990, S. 7).

Dies waren zwei Beispiele für Widersprüche in der Beziehung zu Tieren zwischen unterschiedlichen Kulturen. Ich möchte mich im folgenden auf widersprüchliche Beziehungen zu Tieren in der westlichen Welt konzentrieren. Hier gibt es unzählige emotionale und rationale Widersprüche in der Mensch-Tier-Beziehung. Die Beispiele dazu stammen einerseits aus dem faktischen Umgang mit Tieren, der in vielen Veröffentlichungen beschrieben wurde, und andererseits aus typischen Argumenten gegen den Vegetarismus bzw. für die Ausbeutung von Tieren. Diese 'typischen' Argumente kenne ich aus vielen selbst geführten Diskussionen zum Thema 'Vegetarismus', aus Vorträgen, Fernsehdiskussionen und entsprechender Literatur.

3.2. Emotionale Widersprüche

1.) Ein für mich klassischer emotionaler Widerspruch in der Mensch-Tier-Beziehung ist der zwischen Heimtierhaltung auf der einen Seite und dem Fleischessen auf der anderen (Bsp. Hund – Schwein). Die Fakten zur

Schweinehaltung habe ich in Abschnitt 2.2.4. ausführlich beschrieben. Diese Philosophie der Maximierung des Profits und der Minimierung der Kosten ohne jeglicher Rücksichtnahme auf das Leiden der Tiere ist äußerst fragwürdig. Dennoch wäre es schwierig, dieser grundsätzlichen Haltung etwas entgegenzusetzen, wenn sie sich auf den Umgang mit allen Arten von Haustieren erstrecken würde. Aber das ist eindeutig nicht der Fall. Bekanntlich gibt es in unserer Kultur die sogenannten Heimtiere, die wir vollkommen anders behandeln und das aus keinem ersichtlichen Grund. Wir schlachten und essen sie nicht, wir melken sie nicht und wir benützen weder ihre Felle noch ihre Häute. Wirtschaftlich gesehen bringen Heimtiere überhaupt keinen Nutzen, im Gegenteil, sie verursachen oft erhebliche Kosten. Doch wir streicheln sie, knuddeln sie, spielen mit ihnen und sind bemüht, daß sie glücklich und zufrieden sind.

2.) HANNE TÜRK, Kinderbuch-Illustratorin, und NORBERT LANDA, Kinder- und Sachbuchautor, machen auf einen offenkundigen Widerspruch in der Pädagogik der Kinderbuchwelt aufmerksam. In dieser bizzaren Pädagogik lautet die erste Botschaft, Tiere sind unsere Freunde und die zweite, beim Essen hört sich die Freundschaft auf. Dadurch lernen die Kinder schon im frühesten Alter, ihre moralischen Empfindungen bei Bedarf zu unterdrücken und auf den Menschen zu beschränken.

Einige Beispiele dazu aus Kinderbüchern:

- In der Eltern- und Kindzeitschrift „spielen & lernen“ gibt es Poster von lieblichsten Tieren wie Lämmchen, Kälbchen und so weiter; sind sie nicht

echt süß? So schutzbedürftig, so niedlich und liebenswert ... Im hinteren Teil des Hefts verrät dann der Rezeptteil, wie man sie zubereitet.

- Es gibt diverse Sachbilderbücher, die das Leben auf dem Bauernhof beschreiben. Da laufen die Hühner frei und vergnügt umher, die Ferkel und Kälber spielen fröhlich und verbringen eine glückliche, gewaltfreie Kindheit mit ihren Eltern. Auf diese Weise, so wird suggeriert, 'liefern uns' die zufriedenen Tiere Lebensmittel.

- Die Helden und somit die Identifikationsfiguren in dem bekannten Bilderbuch „Das schönste Ei der Welt“ von HELME HEINES sind Hühner. Doch als der König auftritt, was glauben Sie, was er verspeist? Er ißt tatsächlich ein Huhn (vgl. LANDA & TÜRK in KAPLAN 1995, S. 116 f.).

3.) Die Zahl der Hobbyangler hat in der Bundesrepublik Deutschland zwischen 1960 und 1980 ständig zugenommen und inzwischen die Millionen-grenze überschritten (vgl. TEUTSCH 1987, S. 127). Angeln gilt als ruhiges und entspannendes Hobby (das Sportangeln sei hier ausgenommen), das oft von sogenannten Naturfreunden [bzw. selbsternannten Naturfreunden, an-gemerkt von A.K.] ausgeübt wird. Erstens stellt es einen Widerspruch dar, sich selbst als Naturfreund zu bezeichnen und gleichzeitig der Natur bzw. dem Tier unnötiges Leid zuzufügen. Zweitens gibt es auch heute noch Angler, die zum Angeln lebende Köder einsetzen. Während der Angler an einem idyllischen Ort ruhig und gelöst am Ufer sitzt, dem Gesang der Vögel lauscht und sich zufrieden fühlt, kämpft unter Wasser der Köder, dem Rücken oder Lippen durchbohrt wurden, um sein Leben (vgl. MEYER 1990, S. 125).

4.) Für mich besteht ein grundlegender Widerspruch [ungeachtet der Tatsache, daß die Nützlichkeit von Tierversuchen sehr umstritten ist, angemerkt von A.K.] bei der Rechtfertigung von Tierversuchen zur Erhaltung von Leben. Auf der einen Seite wird gequält und getötet, auf der anderen Seite soll damit Leben gerettet werden. Tod und Quälen wird mit Leben gerechtfertigt (vgl. WOLLSCHLÄGER 1990, S. 73).

5.) SYLVIA GREIFFENHAGEN schreibt über einen bedeutsamen emotionalen Widerspruch in der Mensch-Tier-Beziehung: Auf der einen Seite werden immer mehr Tiere ausgerottet (vgl. Abschnitt 2.2.2.2.1.), auf der anderen Seite sehen zunehmend viele Menschen das Tier als Partner. Das hat sogar Rechtsfolgen, denn Stadtstreicher dürfen ihre Hunde behalten, und die Sozialhilfe bezahlt die Kosten für ein Haustier, wenn es zum Mittelpunkt des Lebens oder zum einzigen Bezugsobjekt eines Menschen geworden ist (vgl. GREIFFENHAGEN 1991, S. 18).

Ein typisches Beispiel ist die konträre Beziehung von Jägern zu Wildtieren und ihren Heimtieren. Viele Jäger schießen einerseits begeistert Wildtiere und lieben andererseits ihren Hund über alles. Sie fahren mit ihrem Hund nach Afrika, um dort Elefanten zu schießen. Wenn jedoch ihr Hund stirbt, weinen sie bitter und trauern tagelang.

6.) Ein weiterer derartiger Widerspruch zeigt sich zwischen dem Vorschreiten der Massentierhaltung auf der einen Seite, auf der anderen Seite trauern in England vier von fünf befragten Tierhaltern beim Tod ihres ge-

liebten Vierbeiners genauso stark wie um einen toten Großvater (vgl. GREIFFENHAGEN 1991, S. 18).

7.) Ein besonders eklatanter Widerspruch in der Mensch-Tier-Beziehung scheint mir der Einsatz von Tieren in der Kriegsführung zu sein. Tiere können nicht in der Art und Weise zwischen Gut und Böse unterscheiden wie der Mensch. Beim Einsatz von Tieren für die Kriegsführung werden Wesen, die von sich aus keinem Menschen etwas zuleide tun würden, als Mörder mißbraucht.

Über die militärische Nutzung und Ausbeutung von Tieren wird in der Öffentlichkeit sehr wenig geschrieben, da sie zweifellos zu den perversesten menschlichen Aktivitäten gehört. Mehr als eine Million Tiere werden pro Jahr für militärische Zwecke genutzt. Zum Beispiel werden Rhesusaffen eingesetzt, um die Wirksamkeit von amerikanischen Geschossen im Vergleich zu russischen zu prüfen: Dazu wird den Affen in den Kopf oder in die Augen geschossen. Anderen Affen werden mit Laserstrahlen Verbrennungen zugefügt, oder sie erblinden in der 'Star-Wars'-Forschung. Um militärische Sonarsysteme zu verbessern, werden Delfine zerlegt, hierfür standen in den USA jährlich eine Million Dollar zur Verfügung. Hunde, Katzen, Pferde, Mäuse, Ratten und Schafe werden benützt, um mit chemischen und biologischen Kampfstoffen 'behandelt' zu werden. Diese Forschung dient der Optimierung der Kampfstoffe und außerdem der Entwicklung von Therapien und Gegenmitteln (vgl. JOHNSON 1992, S. 335 u. S. 342).

Während des Zweiten Weltkrieges wurden von der amerikanischen Armee Kamikaze-'Panzerhunde' eingesetzt, um deutsche Panzer in die Luft zu jagen. ROBERT HARRIS und JEREMY PAXMAN beschreiben in ihrem Buch „A Higher Form of Killing“, wie die Hunde dafür trainiert wurden:

Die Hunde wurden gleich nach der Entwöhnung von den Müttern getrennt und nur noch unter Panzern gefüttert. Auf dem Schlachtfeld bekamen sie dann so wenig zu essen, daß sie fast verhungerten. Dann brachte man Sprengstoff und eine hohe Auslöseantenne an ihren Rücken an. Beim Auftauchen der Panzer wurden die Hunde losgelassen und suchten instinktiv nach Futter. Aufgrund der vorherigen Konditionierung liefen die Hunde bei der Futtersuche automatisch unter die Panzer. Die Antenne schlug dabei auf die Unterseite des Panzers und löste die Detonation aus (vgl. JOHNSON 1992, S. 336 f.).

In den USA wurden Tierversuche für militärische Ziele am häufigsten durchgeführt. In den 60er Jahren starteten sie Versuche mit Walen und Delphinen, die als Forschungsobjekt und als Kriegsmaschine dienten. Die US-Marine startete 1960 ein geheimes Delphinprojekt, um herauszufinden, ob man ihren geschmeidigen Körperbau für die Konstruktion von U-Booten, Unterwasserraketen und Torpedos nutzbar machen könnte. Diese Forschungsprogramme wurden schnell ausgeweitet. Dazu gehörte die Dressur von Delphinen zum Anbringen von Sprengstoffen und elektronischen Horchgeräten an feindlichen Schiffen und U-Booten. Ein ehemaliger Trainer, der Neurophysiologe MICHAEL GREENWOOD, berichtete vom Training von Schwertwalen mit dem Ziel, nukleare Sprengköpfe zum feindlichen Ufer zu transportieren. Die Tiere können ein Gewicht von bis zu sieben Tonnen mehrere Meilen weit transportieren. Einen solchen nuklearen Schwertwal aufzuhalten, sei praktisch unmöglich, fügte er hinzu (vgl. JOHNSON 1992, S. 339).

Zu der Frage, wie die Tiere derart dressiert wurden, schreibt JOHNSON über den Neurophysiologen und 'New Age Guru' Dr. JOHN LILLY folgen-

des: LILLY war der erste, der die Technik zur Implantation von Elektroden in das Gehirn von nicht-betäubten Tieren perfektionierte, um die 'Schmerz- und Lust-Zonen' des Gehirns zu reizen. Nachdem LILLY am 'National Institute of Mental Health' Dutzende von Affen abgeschlachtet hatte, kam er zu dem Schluß, daß man durch gezielte Manipulation der Gehirnbereiche den Tieren Freude und Wohlbefinden oder Schmerz, Wut und Angst suggerieren könnte. Mit Hilfe von Elektroden könnte man das Tier dann vollkommen kontrollieren, da man gezielt Reize für Bestrafung und Belohnung auslösen kann. Die Elektroden wurden den Tieren bei vollem Bewußtsein implantiert. Dazu wurden mit einem spitzen Werkzeug und einem Hammer Löcher in die Schädeldecke geschlagen (vgl. JOHNSON 1992, S. 338).

Die Vivisektion für militärische Zwecke wird damit gerechtfertigt, daß sie 'ausschließlich der Verteidigung' diene, obwohl auch Tiere bei der Entwicklung von Waffensystemen, die eindeutig Angriffswaffen sind, getötet werden. All diese Versuche unterliegen der Geheimhaltung. Einerseits aus Gründen der 'nationalen Sicherheit', andererseits, um die Öffentlichkeit nicht 'emotional zu reizen'.

JOHNSON berichtet weiters, daß 1972 in Vietnam von der US-Marine ein streng geheimes Team von 'Kriegstümmeln' aufgestellt wurde, als Teil eines 'Swimmer-Nullification-Program' (Schwimmer-Entfernungsprogramm). Die Delphine wurden mindestens ein Jahr lang eingesetzt, um strategisch wichtige vietnamesische Häfen gegen den Einfall von feindlichen Froschmännern zu schützen. JAMES FITZGERALD, ein Pionier der Delphinforschung für die CIA und US-Marine, teilte mit, daß die Tiere dressiert wurden, um eindringenden Tauchern die Maske und Flossen herunterzureißen, die Luftschläuche herauszuziehen und sie schließlich 'fürs Verhör zu fan-

gen'. In Wirklichkeit ging es viel brutaler zu, so daß selbst bei den Delphintrainern Abscheu erzeugt wurde. Laut Dr. MICHAEL GREENWOOD wurden den Tieren auch beigebracht, mit Messern, die an den Flossen und am Maul angebracht wurden, zu töten. Außerdem wurden Delphine mit großen subkutanen Spritzen ausgestattet, die mit Kohlensäure gefüllt waren, die unter Druck standen. Wenn die Tiere einen Taucher mit der Nadel ramnten, breitete sich das Gas im Körper schnell aus, so daß das Opfer buchstäblich explodierte. Jahre später entdeckte man, daß 40 Vietkong-Taucher und – versehentlich – zwei amerikanische Soldaten von Delphinen getötet wurden.

Die Marine gestand zwar, daß sie fähig sei, „die Delphine zu programmieren und über Entfernungen von mehreren Meilen unter Kontrolle zu halten“ (zit. nach JOHNSON 1992, S. 340), sie bestritt jedoch vehement alle Vorwürfe der Gehirnwäsche. Das Training blieb ein streng gehütetes Geheimnis, was Dr. FAROOQ HUSSAIN von der biophysischen Abteilung des 'King's College' zu der Frage veranlaßte: „Wie kann ein Mensch einem Tier, über das man jahrhundertlang nur Berichte von seiner Intelligenz und Freundlichkeit gegenüber Menschen hörte, jetzt beibringen, wie man einen ... Menschen tötet? Man muß mittels elektrischer Reizimpulse in den Schmerz- und Lustzentren des Gehirns aggressives Verhalten hervorrufen und belohnen. Von all den niedrigen und abscheulichen Tätigkeiten, zu denen ein Mensch fähig ist, muß diese ganz oben eingestuft werden“ (vgl. ebd., S. 340 f.).

8.) Wie wir in Punkt 7 eben gesehen haben, werden Tiere sogar dafür mißbraucht, Menschen zu töten. Nichtsdestotrotz weiß man um die äußerst positive Wirkung von Tieren - speziell der durch Heimtiere - auf die Psyche des Menschen, die auch zunehmend gezielt genutzt wird. Tiere werden au-

ßerdem als Kotherapeuten eingesetzt. Daraus ergibt sich das Paradoxon, daß Tiere auf der einen Seite für die Tötung von Menschen benutzt werden und auf der anderen Seite in der Therapie und Rehabilitation eingesetzt werden, um Menschen zu heilen.

Schon im 8. Jahrhundert wurden in Belgien Tiere für therapeutische Zwecke genutzt; im 18. Jahrhundert gründeten Quäker in England eine Klinik für Geisteskranke, in der die Patienten kleine Gärten versorgten und Kleintiere hielten. Vor 200 Jahren waren die Mönche des Klosters York davon überzeugt, daß den in der Seele und am Körper Beladenen ein Gebet und ein Tier hilft. Im 19. Jahrhundert entstand im deutschen Bethel ein Epileptiker-Zentrum, das auf die heilenden Kräfte von Tieren vertraute und deshalb Hunde, Katzen, Schafe und Ziegen in der Klinik erlaubte. In den 60er Jahren entdeckte man den Einsatz von Tieren zur therapeutischen Unterstützung erneut und versuchte die Wirkung von Tieren auf wissenschaftlicher Ebene zu erforschen. Zum Durchbruch kam es 1969 durch die Veröffentlichung des amerikanischen Kinderpsychotherapeuten BORIS M. LEVINSON über seine Erfahrungen mit Tieren als Kotherapeuten. Ab diesem Zeitpunkt begannen Wissenschaftler aus verschiedenen Bereichen und heilender Berufsgruppen Experimente und Versuchsreihen. Besonders die Psychologen ELIZABETH und SAM CORSON, die Soziologin ERIKA FRIEDMANN und der Mediziner AARON H. KATCHER versetzten mit ihren Berichten über die heilsame Wirkung von Tieren auf kranke und einsame Menschen die medizinische Welt in Erstaunen. Der Begriff 'pet facilitated therapy' wurde zum Schlagwort eines neuen Wissenschaftszweigs, der 'Mensch-Tier-Beziehung'. Ende der 70er Jahre gründeten Psychologen, Verhaltensforscher, Mediziner, Psychotherapeuten und Gerontologen aus den Vereinigten Staaten und England eine Gesellschaft zur weiteren Erforschung der

Mensch-Tier-Beziehung. Heute umfaßt diese Gesellschaft Organisationen in den USA, Großbritannien, Australien, Frankreich und Österreich.

Beispiele aus der Praxis sollen einen Einblick in die positive therapeutische Wirkung von Tieren geben: Das erste Fallbeispiel stammt aus der Kinderpsychotherapie, da sich hier die deutlichsten Effekte beobachten lassen. Das mag darin liegen, daß zwischen Kindern und Tieren das archaische Band, das LEVINSON zwischen Menschen und Tieren beschrieb, noch nicht zerrissen ist.

LEVINSON berichtet von einem Kind, das wochenlang nur den Hund akzeptierte, aber nicht ihn selbst. Das Kind streichelte den Hund, kochte für ihn, ging mit ihm spazieren und erzählte ihm schließlich sein Leid. Der Therapeut war als Dritter im Bunde geduldet. Von Sitzung zu Sitzung gewann er mehr an Bedeutung, bis das Kind schließlich seine Aufmerksamkeit vom Hund auf ihn übertrug (vgl. GREIFFENHAGEN 1991, S. 189).

Ein anderer Fall zeigt in einer Videoaufnahme ein 15-jähriges Mädchen, Liz, zusammen mit der Therapeutin und dem Hund Toffy. Das Mädchen sprach hier zum ersten Mal mit der Therapeutin. Liz's Störung war als ungewöhnliche Form eines infantilen Autismus diagnostiziert worden. Liz war außerdem Opfer eines Inzests durch ihren Bruder, der sie seit ihrem siebten Lebensjahr mißbrauchte. Bisher konnte Liz mit konventionellen Therapien nicht geholfen werden (vgl. ebd., S. 188 f.).

Das Video macht die Rolle des Hundes deutlich. Er wirkte als angstmindernder Faktor für das extrem verängstigte Mädchen. Liz interessierte sich für den Hund und hatte durch ihn einen konfliktfreien Gesprächsstoff. Sie erzählte aus ihrer Kindheit, als sie selbst ein Tier besaß. Die Therapeutin bekam durch ihre Erzählung erste Eindrücke von ihrer Familiensituation. Sie ermunterte Liz auch, dem Hund Kunststücke abzuverlangen, was ihr Ver-

gnügen zu bereiten schien. Im Laufe der Sitzung löste sich Liz immer mehr, bis sie sich so weit entspannen konnte, daß die Psychologin eine therapeutische Beziehung herstellen konnte (vgl. ebd.).

Über das Tier gewinnt der Therapeut allmählich das Vertrauen des Kindes. Das Tier übernimmt gewissermaßen die Eisbrecherfunktion. Gestörte Kinder haben außerdem oft ein größeres Bedürfnis nach körperlicher Nähe als normale Kinder. Sie schleppen ihre Puppen, Stofftiere und Knuddelobjekte überall mit hin. Durch das Tier wird dieses Bedürfnis auf ein lebendes Objekt übertragen, mit dem das Kind aktiv kommunizieren kann und das es so in die Realität zurückholen kann (vgl. ebd., S. 189 f.).

Ein anderer Fall zeigt, wie ein Hund auf einer Pflegestation sich positiv auf das Verhalten der Patienten auswirken kann. Das Tier gehörte der Gesellschaft JACOBIS an, die 1981 in Kooperation mit Veterinären und Psychologen der Universität Melbourne die erste große australische Studie über ein Interaktionsprogramm zwischen Patienten und Haustieren durchführte.

Honey war ursprünglich ein Blindenhund, jetzt wurde sie Kotherapeutin auf der geriatrischen Caulfield-Klinik. Sie begleitete Rollstuhlpatienten in den Park, nahm an Omnibusausflügen teil und ging mit zur Musiktherapie. Der Beschäftigungstherapeut sprach von einer großen Bereicherung für die Gruppe durch ihre Anwesenheit, weil die Patienten heiterer und aktiver wirkten als sonst.

Jede Reaktion der Patienten auf Honey und ihr Verhalten insgesamt wurde sechs Monate lang systematisch durch Psychologen, Pflegepersonal, Beschäftigungstherapeuten und Studenten der tierärztlichen Fakultät dokumentiert. Es nahmen 60 Patienten aus zwei Langzeitstationen an dem Forschungsprogramm teil; eine dritte Station, zu der Honey keinen Zutritt hatte, diente als Kontrollgruppe. Das Durchschnittsalter der Patienten lag bei 80

Jahren. Viele waren gebrechlich, bettlägrig und saßen im Rollstuhl; mehrere litten an Herz- und Kreislauferkrankungen oder Arthritis, einige waren altersverwirrt. Viele von ihnen hatten im Lauf des Heimaufenthalts jede Kommunikation mit Ärzten, Pflegern und auch mit anderen Patienten eingestellt.

Die Ergebnisse des Experiments waren: Der Hund wurde in kürzester Zeit akzeptiert. Die Bandbreite der Reaktionen reichte von Gleichgültigkeit bis zu Begeisterung. Nur zwei Patienten wollten mit Honey keinen Kontakt, weil sie ihre Angst nicht verloren. Die Mehrheit jedoch schloß Honey in ihr Herz und sie wollte möglichst viel Zeit mit ihr verbringen. Von Woche zu Woche wurden die Patienten fröhlicher. Sie lächelten und lachten öfter, ihre Kontakte zu Pflegern und Mitpatienten wurden intensiver und ihr Lebenswille insgesamt steigerte sich. Auch die meisten Schwestern und Pfleger beurteilten die Anwesenheit von Honey positiv. Einige sprachen sogar davon, daß ihre Arbeit seither leichter sei, da auf der Station eine fröhlichere Stimmung herrsche (vgl. ebd., S. 116.ff.).

Zusammenfassend lassen sich folgende positive Einflüsse durch Tiere feststellen:

- Kinder entwickeln sich besser, wenn sie mit Tieren aufwachsen, da sie das Tier als Gefährten erleben, der ihnen als Tröster, Identifikationsfigur oder unbestechlicher und konsequenter Erzieher zur Seite steht. Sie zeigen mehr Mitleid, Verantwortungsgefühl und Empathie.
- Wer Haustiere hält, lebt länger und gesünder, da schon die bloße Anwesenheit eines Tieres und seine Betrachtung eine beruhigende Wirkung

ausüben. Studien belegen die blutdrucksenkende und Herz-Kreislauf stabilisierende Wirkung durch Haustiere. (Dagegen steigt der Blutdruck in Gegenwart eines anderen auch noch so geliebten Menschen).

- Menschen, die Tiere haben, sind im Alter lebendiger und stehen der Umwelt offener gegenüber. Sie sind geselliger, heiterer, und zufriedener als vergleichbare Altersgenossen ohne Haustiere. Menschen, die in Heimen bereits apathisch waren, werden durch ein Tier auf der Station wieder aktiver.
- Einsamen Menschen und Menschen aus sogenannten Randgruppen können Tiere helfen sich weniger isoliert zu fühlen.
- In Gefängnissen, wo Tiere erlaubt sind, herrscht weniger Gewalt unter den Häftlingen.
- In der Psychiatrie erwies sich bei schwer kranken Menschen, vor allem in der Kinderpsychiatrie, die tiergestützte Therapie als großer Erfolg: Patienten, die für klassische Therapien nicht zugänglich waren, wurden durch Tiere zugänglicher und später für eine Therapie empfänglich.

Dies alles läßt sich heute empirisch belegen, es gibt allerdings Probleme bei der Meßbarkeit solcher Erfolge (vgl. GREIFFENHAGEN 1991, S. 30).

9.) Der Beruf des Tierarztes enthält in sich einen Widerspruch, da der Tierarzt einerseits dem Tier helfen soll und kann, andererseits jedoch im Auftrag des Menschen arbeitet und je nach dessen Interessen über das Tier verfügen

muß. TEUTSCH schreibt in seinem Lexikon der Tierschutzethik über diesen Widerspruch in der tierärztlichen Ethik, der im Codex experiendi der Deutschen Tierärzteschaft (1983, Buchstabe B/3) so beschrieben wird: „In dem Spannungsbogen zwischen ethisch motivierter Schonung und existentiell notwendiger Nutzung von Tieren befindet sich der Tierarzt in einer ambivalenten Position. Einerseits ist er dazu berufen, Anwalt und Beschützer der Tiere zu sein, andererseits wird von ihm erwartet, daß er seine Kenntnisse und Fähigkeiten einsetzt, um eine bestmögliche Nutzung im Interesse des Menschen zu erreichen“ (TEUTSCH 1987, S. 193).

Wie lassen sich diese gegensätzlichen Anforderungen von ein und der selben Person bewältigen? In dem Schlachthofbericht der Veterinär-Studentin (vgl. Abschnitt 2.2.8.) wird sie mit diesem Widerspruch konfrontiert, worauf sie entgegnete, sie wolle Tierärztin werden und nicht Tierschlächterin.

Zu einer solchen im Grunde widersprüchlichen Position heißt es im oben zitierten Text an anderer Stelle: Sie „läßt sich nur durchhalten, wenn der Dienst am Menschen als vorrangig angesehen wird. Er muß dann aber nicht nur darin bestehen, die Ernährung des Menschen zu sichern, seine Gesundheit zu schützen und seine Kenntnisse zu mehren, sondern auch darin, das Gefühl der Verbundenheit seiner Existenz mit jener der Tiere zu stärken und seinen Sinn für Verantwortlichkeit zu schärfen, wo er Tiere einem Nutzungsinteresse zu unterwerfen und zu opfern bereit ist. Aufgabe des Tierarztes ist es dann, die Schädigung von Leben nur zuzulassen, wenn das Kriterium der Unvermeidbarkeit im Sinne der Wahrung allgemein anerkannter höherer Rechtsgüter und Wertordnungen erfüllt ist“ (zit. nach ebd.).

Es gibt auch andere Leitlinien zur Veterinärethik, die auch an dem Versuch, Unvereinbares nebeneinander gelten zu lassen, scheitern. Wer es trotzdem

versucht, muß dann zu ethisch so fragwürdigen Voraus-Urteilen greifen, wie die grundsätzliche Priorität menschlicher Interessen (vgl. ebd.).

10.) Ein ähnlicher emotionaler Widerspruch wie beim Beruf des Tierarztes (vgl. Punkt 9) ergibt sich beim Mitarbeiter in Tierheimen. Viele Personen, die dort arbeiten wollen, bezeichnen sich als Tierfreunde, möchten sich mit Tieren beschäftigen, möglichst viel Zeit mit ihnen verbringen und ihnen helfen. Doch zahlreiche Mitarbeiter, die neu in so eine Institution kommen, sind über die Anforderungen schockiert. Oft müssen kranke Tiere anstatt medizinisch versorgt zu werden, getötet werden, weil es ökonomischer ist. Auch vollkommen gesunde Tiere, die keinen Besitzer finden, müssen getötet werden. ARNOLD ARLUKE und CLINTON SANDERS haben diesen Konflikt eingehend untersucht und schreiben: „The clash between the feelings of newcomers for shelter animals and the institution’s practice of euthanasia led newcomers to experience a caring-killing ‘paradox’. On the one hand, they tried to understand and embrace the institutional rationale for euthanasia, but on the other hand, they wanted to nurture and tend to shelter animals. Doing both seemed impossible to many newcomers“ (ARLUKE & SANDERS 1996, S. 85).

Ein Manager eines Tierheimes, der zuständig für die Euthanasie von Tieren ist, drückt es so aus: „You will want to care for the animals, but will have to kill some of them ... when you don’t want to. It seems so bad, but we’ll make it good in your head“ (ebd., S. 82).

11.) Ein psychologisch besonders interessanter und fataler Widerspruch zeigt sich bei Tierexperimentatoren.

In Labors werden zum Beispiel Experimente mit Hunden (vgl. Abschnitt 2.2.10.) und Katzen durchgeführt, bei denen den Tieren große Schmerzen zugefügt werden und wenn sie nicht mehr gebraucht werden, werden sie einfach getötet. Die Experimentatoren unterdrücken hier ihre Gefühle für die Tiere vollkommen, zu Hause jedoch haben sie Haustiere, die sie lieben und pflegen (vgl. COLLARD & CONTRUCCI 1988, S. 95).

3.3. Rationale Widersprüche

1.) Im Rahmen der Diskussion über Vegetarismus findet sich häufig dieses Argument: ‘Der Mensch ist schon rein biologisch gesehen kein Vegetarier. Deshalb muß man sich über die moralische Richtigkeit oder Falschheit des Vegetarismus gar keine Gedanken mehr machen.’

Der springende Punkt ist, daß der Mensch ‘biologisch gesehen’ sehr vieles nicht ist. Er ist zum Beispiel auch kein Autofahrer oder Pilot. ‘Biologisch gesehen’ sind wir immer noch Steinzeitmenschen, die seit mindestens 30.000 Jahren organisch, das heißt körperlich als Art völlig unverändert sind. Trotzdem hat sich seit der Steinzeit einiges verändert. Wir können heute Auto fahren und fliegen und niemand ist darüber erstaunt und sagt: ‘Warum machst Du das? Das haben wir in der Steinzeit auch nicht gemacht!’

Viele Dinge, die wir heute tun können, sind ‘unnatürlich’. Dennoch sind wir von manchen sogar überzeugt, daß wir sie tun sollen. Zum Beispiel: Wenn jemand eine Blinddarmentzündung hat, sind wir der Meinung, daß dieser Mensch operiert werden soll, obwohl dies nicht ‘natürlich’ ist. ‘Biologisch’

ist der Mensch kein ‚operierendes Wesen‘. Der Chirurg braucht unzählige ‘künstliche‘ Hilfsmittel.

Eine biologische Wesensbestimmung des Menschen stellt sich als unhaltbar heraus, denn das Wesentliche am Menschen sind nicht seine biologischen Grundlagen, sondern das, was er aus ihnen macht. Die gesamte menschliche Entwicklung ist seit der Steinzeit eben *keine* biologische, sondern eine kulturelle. Deshalb ist das Argument der ‘natürlichen‘ Ernährung des Menschen – wie auch immer sie ausgesehen haben mag – unlogisch und irrational (vgl. KAPLAN 1998, S. 13).

2.) Ein rationaler Widerspruch besteht weiters in bezug auf Tierversuche. SIDNEY GENDIN schreibt über Dr. ALICE HEIM, die frühere Präsidentin der ‘Psychological Section of the British Association for the Advancement of Science‘, einer Person mit 40 jähriger Erfahrung in Experimenten der Experimentellen Psychologie, bzgl. des rationalen Widerspruchs bei der Rechtfertigung für Tierversuche: „ Her argument is that experimenters do experiments on animals that would be unthinkable to perform on humans and justify them on the grounds that animals are utterly different from us. On the other hand, they believe that results gained from these experiments may be extrapolated to form conclusions about people. Heim believes that this is inconsistent“ (GENDIN 1986, S. 26).

Bei der wissenschaftlichen Rechtfertigung für Tierversuche wird die Ähnlichkeit von Menschen und Tieren betont (Übertragbarkeit der Ergebnisse). Bei der moralischen Rechtfertigung wird die Unähnlichkeit von Menschen und Tieren betont.

3.) ‘Wir dürfen Tiere nutzen, weil wir intelligenter und kreativer sind.’ Auch das ist ein Versuch die ausbeuterische Seite der Mensch-Tier-Beziehung zu rechtfertigen. Dazu schreiben JEFFREY M. MASSON und SUSAN McCARTHY:

„Ein Bär wird niemals Beethovens Neunte komponieren, aber unser Nachbar kann das auch nicht. Das ist noch längst kein Grund, daraus den Schluß zu ziehen, wir dürften mit diesem Nachbarn Experimente anstellen, dürften fröhliche Jagd auf ihn machen, dürften ihn munter verspeisen“ (MASSON & McCARTHY 1996, S. 322).

Im Hinblick auf das Argument, Weiße dürften aufgrund ihrer höheren Intelligenz Schwarze versklaven, gab ABRAHAM LINCOLN zu bedenken: „Dann muß auch jeder gewärtigen, vom nächsten, der intelligenter als er selber ist, zum Sklaven gemacht zu werden“ (SWEENEY 1990, S. 81).

4.) Ein Argument, das ich auch schon bei Diskussionen über die Mensch-Tier-Beziehung und den Unterschied zwischen Menschen und Tieren gehört habe, ist, daß wir moralisch handeln können und deshalb moralisch höherwertig sind. Weil wir moralisch handeln können, stehen wir über allen anderen Wesen und dürfen mit ihnen umgehen, wie wir wollen. Diesen Schluß zu ziehen, scheint höchst fragwürdig zu sein. Erstens gibt es in bezug auf Moral zwischen Menschen und Tieren eher einen graduellen als einen grundsätzlichen Unterschied (vgl. KAPLAN 2000, S. 143). Zweitens ist Moralfähigkeit selbst, also die Fähigkeit zwischen Gut und Böse unterscheiden zu können, noch kein eigentliches Verdienst (vgl. WOLF 1992, S. 116). Wesentlich ist, ob jemand seine Möglichkeit zu moralischem Handeln positiv nützt, also ernsthaft bestrebt ist, das Richtige zu tun. Daraus folgt ande-

rerseits nicht, daß es ein moralischer Mangel wäre, nicht moralfähig zu sein: „Es ist (...) kein mangelndes Verdienst, ein Igel zu sein statt eine tugendhafte Person“ (ebd., S. 116).

Darüber hinaus schreibt GRUZALSKI, daß erst die Fähigkeit zu moralischem Handeln die Gefahr erzeugt, moralisch zu scheitern, indem man sich für das Böse entscheidet. Daher gilt: Moralfähigkeit bedeutet zwar keineswegs automatisch moralische Höherwertigkeit, beinhaltet aber die Möglichkeit moralischer Minderwertigkeit: die Gefahr, moralisch minderwertig zu werden im Vergleich zu jenen, die von vornherein nicht moralfähig sind (vgl. GRUZALSKI 1996, S. 2-4).

5.) Ein anderer rationaler Widerspruch in der Mensch-Tier-Beziehung zeigt sich beim Kauf von Eiern im Supermarkt (vgl. Abschnitt 2.2.6.). Der Verbraucher sieht auf der Eierschachtel eine Gruppe schattiger Bäume vor einem heimeligen Fachwerk-Bauernhof. Darunter scharren zwei prächtige braune Hühner eifrig im Sand. Das ist wahre ländliche Idylle. Auf der Verpackung steht ‘frisch vom Bauernhof’. Manche Produkte heißen ‘Naturwiese’, andere ‘Kräuter-‘oder ‘Bauern-Ei’. Der Verbraucher klammert sich an die Illusion, mit seinem Kauf ein Stück reiner Natur zu kaufen, obwohl er weiß, daß die meisten Hühner ihr Leben in Legebatterien fristen (vgl. REINECKE & THORBRIETZ 1997, S. 144).

6.) Ein oft vorgetragenes Argument für die Notwendigkeit der Unterhaltung von Zoos ist ihre Rolle für die Bildung. Dieses Argument findet man, seit Zoos existieren. Zum Beispiel beschloß die New Yorker Zoologische Gesellschaft schon 1898 Maßnahmen zu treffen, um die Öffentlichkeit über das Aussterben von Tierarten zu informieren und die Erhaltung der Wirbeltiere

zu sichern. Trotz dieser frühen angeblichen Bemühungen scheint der Erfolg fraglich. STEPHEN KELLERTS schreibt in seiner Abhandlung 'Zoological Parks in American Society', die er auf der Jahresversammlung der 'American Association of Zoological Parks and Aquariums' 1979 vorgetragen hat, daß Zoogänger viel weniger über Tiere wissen, als Jäger, Fischer und andere, die behaupten, an Tieren interessiert zu sein, und nur wenig mehr als die, die behaupten, überhaupt kein Interesse an Tieren zu haben. Wie wir wissen, führt Unwissenheit oft zu Vorurteilen und das ist beunruhigend. Zoobesucher haben in bezug auf Tiere gleiche Vorurteile wie Nicht-Zoobesucher; 73% sagen, sie mögen Klapperschlangen nicht, 52% mögen keine Geier (vgl. SINGER 1988, S. 168).

EDWARD G. LUDWIGS führte eine Untersuchung im Zoo in Buffalo, New York, durch. Seine Veröffentlichung im 'International Journal for the Study of Animal Problems', 1981, kam zu dem Ergebnis, daß viele junge wissenschaftlich interessierte Zooangestellte über die fast völlige Gleichgültigkeit der Öffentlichkeit gegenüber ihren Schulungsbemühungen klagten. Viele Leute betrachteten die Tiere nur flüchtig, ehe sie zum nächsten Käfig gingen. Der typische Zoobesucher bleibe nur kurz stehen und das vor allem dann, wenn er Tierbabies oder andere Tiere beim Fressen, Betteln oder Geräuschemachen erleben könne. Die üblichsten Kommentare seien 'reizend', 'faul', 'schmutzig', 'sonderbar' und 'seltsam', schreibt LUDWIGS (vgl. ebd., S. 168 f.).

Außerdem wäre das Argument der Bildung auch dann problematisch, wenn sich die Besucher wirklich für die Tiere interessieren würden: Wildtiere, die nicht ihren natürlichen Verhaltensmustern gemäß leben können, zeigen ein verzerrtes Bild ihrer Spezies. Es zeigt uns nichts über die vielfältigen Ver-

haltensweisen in der Natur, sondern nur ein vollkommen künstliches Bild (vgl. JOHNSON 1992, S. 378).

7.) Ein zweites Argument für die Unterhaltung von Zoos ist das der Erhaltung aussterbender Spezies. Doch selbst anerkannte und renommierte Zoos weisen nur wenige Erfolge auf, in denen Tiere wieder in die Wildnis eingegliedert werden konnten. Auch die vehementesten Befürworter der Züchtung in Gefangenschaft geben zu, daß nur sehr wenige bedrohte Arten gerettet werden können (vgl. JOHNSON 1992, S. 117).

Nach einer Studie von KATHERINE RALLS, KRISTIN BRUGGER und JONATHAN BALLOU 1979, ist das Fehlen der genetischen Verschiedenheit bei gefangenen Tieren ein ernsthaftes Problem für Zuchtprogramme in den Zoos. Die Säuglingssterblichkeit bei Tieren aus Inzucht ist bei bestimmten Spezies sechs- oder siebenmal höher als bei freilebenden Tieren. Bei anderen Spezies liegt die Rate der Säuglingssterblichkeit von Inzuchttieren bei 100%. Diese Probleme der Inzucht waren damals den Zoodirektoren weitgehend unbekannt, da keine ausreichenden Zucht- und Gesundheitsregister geführt wurden. Angesichts dieser nicht vorhandenen Minimalvoraussetzungen wird die Rolle des Zoos als Arterhalter unglaubwürdig (vgl. SINGER 1988, S. 173).

Ein weiteres wesentliches Problem beim Fehlen genetischer Verschiedenheit ist die Tatsache, daß gezüchtete Tiere Merkmale besitzen, die sie stark von ihren Artgenossen in freier Wildbahn unterscheiden. Es stellt sich die ernsthafte Frage, was denn in Zoos wirklich gerettet wird. Ist etwa ein gefangenes mongolisches Wildpferd wirklich noch ein mongolisches Wildpferd im allerdürftigsten biologischen Sinn? (vgl. ebd., S.174).

Besonders bedenklich bei Zuchtprogrammen in Zoos ist SINGER zu Folge, daß viele unerwünschte Tiere geboren werden. Bei Spezies wie Löwen, Tigern und Zebras sind nur eine geringe Anzahl männlicher Tiere für den Fortbestand einer ganzen Herde notwendig. Alle anderen Männchen bedeuten zusätzliche Kosten und sind für das Züchtungsprogramm unnötig. Daher werden manche dieser Tiere verkauft und gelangen zu ungeeigneten Besitzern oder zu ‘großen weißen Jägern‘ in private Jagdlager, wo sie abgeschossen werden. Manche Zoos bedienen sich einer anderen Methode der Entledigung unerwünschter Tiere: ‘Recycling‘. Das heißt, sie töten diese Tiere und werfen sie den anderen Tieren zum Fraß vor (vgl. SINGER 1988, S. 174).

8.) Wenn es um Fragen des Tierschutzes geht, wird oft die Meinung vertreten, daß menschliche Belange an erster Stelle kommen. ‘Solange es so viel menschliches Leid gibt, muß man sich zuerst um die Lösung dieser Probleme kümmern.’

Auch in diesem Einwand besteht ein rationaler Widerspruch und ein psychologischer Schutzmechanismus. Erstens, wer sich über die Situation der Tiere nicht genau informiert hat, kann nicht beurteilen, ob ihre Probleme weniger wichtig sind als die Probleme der Menschen. Zweitens ist die Behauptung ‘Die Menschen kommen zuerst‘ oft eine psychologische Schutzbehauptung und ein Vorwand dafür, *weder* für Tiere *noch* für Menschen etwas zu tun. Doch Menschen- und Tierliebe schließen sich nicht aus. Das Gegenteil ist vielfach der Fall. Wer Menschen liebt und sich um sie kümmert, hat oft auch Mitleid mit Tieren. Historische Beispiele belegen, daß viele Tierfreunde auch gleichzeitig Menschenfreunde waren und umgekehrt. So hat etwa HENRY BERGH, der Pionier des Tierschutzes, auch die „Society

for the Prevention of Cruelty to Children“ gegründet. Ein anderes Beispiel ist FRITZ LEJEUNE, er hat den Kinderschutzbund gegründet und war zugleich ein bekannter Tierfreund (vgl. KAPLAN 1998, S. 35 f.). OLIVE BANKS schreibt, daß sich viele Feministinnen im Kampf für eine moralische Reform auch in Kampagnen gegen Vivisektion engagierten, denn ihr Interesse galt:

„in part an expression of their concern for the weak and helpless...

Moreover the anti-vivisection movement appealed particularly to women who were not only heavily represented in the membership but were even prominent in the leadership. Indeed FRANCES POWER COBBE, one of the most active of the anti-vivisectionists, was also an enthusiastic feminist who believed in women's suffrage as a means of raising the moral level of society. For her, feminism and the anti-vivisection movement were part of the same crusade“ (BIRKE 1990, S. 175).

Das vielleicht eindrucksvollste Beispiel für Menschen- und Tierliebe, ist wohl ALBERT SCHWEITZER, der sowohl von Menschen- als auch von Tierschützern oft als Vorbild gesehen wird. In seiner Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben ist alles Leben wert, geschützt zu werden.

„Meine Ansicht ist, daß wir, die wir für die Schonung der Tiere eintreten, ganz dem Fleischgenuß entsagen und auch gegen ihn reden. So mache ich es selber“ (SCHWEITZER zit. nach STOLZENBERG 1992, S. 127).

„Wahrhaft ethisch ist der Mensch nur, wenn er der Nötigung gehorcht, allem Leben, dem er beistehen kann, zu helfen, und sich scheut, irgend etwas Lebendigem Schaden zu tun... Das Leben als solches ist ihm heilig. Er reißt kein Blatt vom Baume ab, bricht keine Blume und hat acht, daß er kein In-

sekt zertritt ... Geht er nach dem Regen auf der Straße und erblickt einen Regenwurm, der sich darauf verirrt hat, so bedenkt er, daß er in der Sonne vertrocknen muß, wenn er nicht rechtzeitig auf Erde kommt, in der er sich verkriechen kann, und befördert ihn von dem todbringenden Steinigen hinter ins Gras. Kommt er an einem Insekt vorbei, das in einen Tümpel gefallen ist, so nimmt er sich die Zeit, ihm ein Blatt oder einen Halm zur Rettung hinzuhalten.

Er fürchtet sich nicht, als sentimental belächelt zu werden. Es ist das Schicksal jeder Wahrheit, vor ihrer Anerkennung ein Gegenstand des Lächelns zu sein. Einst galt es als eine Torheit, anzunehmen, daß die farbigen Menschen wahrhaft Menschen seien und menschlich behandelt werden müßten. Die Torheit ist zur Wahrheit geworden. Heute gilt es als übertrieben, die stete Rücksichtnahme auf alles Lebendige bis zu seinen niedersten Erscheinungen herab als Forderung einer vernunftgemäßen Ethik auszugeben. Es kommt aber die Zeit, wo man staunen wird, daß die Menschheit so lange brauchte, um gedankenlose Schädigung von Leben als mit Ethik unvereinbar einzusehen. Ethik ist ins Grenzenlose erweiterte Verantwortung gegen alles, was lebt. Nur das Denken, das die Gesinnung der Ehrfurcht vor dem Leben zur Macht bringt, ist fähig, den ewigen Frieden heraufzuführen“ (SCHWEITZER o.J, S. 378 f.).

9.) Ein weiterer rationaler Widerspruch bei Tierversuchen spiegelt sich in der Behauptung: ‘Tierversuche müssen sein, denn ohne Tierversuche gäbe es keinen medizinischen Fortschritt. Da müssen Tierschutzüberlegungen zurückgestellt werden. Tierversuche sind für die menschliche Gesundheit nun einmal notwendig.’

Zunächst ist zu sagen, daß die Nützlichkeit von Tierversuchen strittig ist. Es gibt unter den Experten sowohl Befürworter als auch Gegner. Bezüglich Alternativmethoden siehe zum Beispiel SINGER 1988, S 125 ff.

Außerdem wird im Gegensatz zu dem Eindruck, der in der Öffentlichkeit erzeugt wird, nur ein winziger Bruchteil der Versuche für die Erforschung von Medikamenten für die menschliche Gesundheit durchgeführt. Davon könnten auch noch viele Experimente durch Alternativmethoden ersetzt werden. Die meisten Versuche verfolgen jedoch überhaupt ein anderes Ziel (vgl. COLLARD & CONTRUCCI 1988, S. 97). COLLARD und CONTRUCCI geben ein Beispiel, wie zur Verteidigung der Tierversuche unter Vorspiegelung falscher Fakten argumentiert wird: GORDON HANKINSON, Leiter des 'Foster Bio-Medical Research Laboratory' an der Brandeis University rechtfertigte Tierversuche ausschließlich mit der Notwendigkeit für den medizinischen Fortschritt. Als bedeutendes Beispiel nannte er die Entdeckung des Polio-Impfstoffes mittels Tierexperimenten als einen von zahlreichen großen Erfolgen für die Bewältigung von Gesundheitsproblemen. Doch die Entwicklung des Polio-Impfstoffes kam in Wirklichkeit anders zustande: „Die Impfstoffe Salk (1953) und Sabine (1956) wurden aus Viren gewonnen, die im Gewebe menschlicher Embryonen gewachsen sind. Tiere, insbesondere Affen, wurden am Anfang der Polio-Forschung eingesetzt. Der Virus wurde in ihrem Nervensystem herangezogen. Als ENDERS aber 1949 die besser funktionierende Alternative entdeckte, stellte man diese Praxis wegen mangelnder Erfolge wieder ein“ (COLLARD & CONTRUCCI 1988, S. 97).

Auch für die Krebsforschung sind angeblich Tierversuche unbedingt notwendig. Doch seit 1914 konnten durch epidemiologische Studien die Ursa-

chen für zahlreiche Krebsarten festgestellt werden: Ca. 85% der Ursachen für Krebs sind umweltbedingt: so etwa wird Hautkrebs durch exzessives Sonnenbaden, Lungenkrebs durch Zigarettenrauchen, Lippen- und Zungenkrebs durch Pfeifenrauchen verursacht. Eine Reihe von Blut-, Lungen- und anderen Krebsarten wird durch industrielle Umweltverschmutzung hervorgerufen und eine Reihe weiterer Krebsarten ist die Folge krebserregender Nahrungsmittelzusätze. Rauchen ist bei 40% der Männer die Ursache für Krebs. Fleischkonsum wird in Zusammenhang mit der Verursachung von Dickdarmkrebs gesehen und Brustkrebs mit ernährungsbedingten schädlichen Fetten.

Die Behandlung von Krebs ist zweifellos enorm wichtig. Die Tatsache, daß jedoch 85% der Krebsursachen umweltbedingt sind, bedeutet, daß vor allem durch Prävention und nicht durch Tierexperimente Krebs enorm vermindert werden kann (vgl. GENDIN 1986, S. 30 f.).

10.) Wenn es um Praktiken wie Stierkampf, Rodeo, Hahnen- und Hundekämpfe oder ein Volksfest wie das 'Hahnenköpfen' geht und sich Tierschützer gegen diese Bräuche aussprechen, berufen sich die Befürworter auf das Argument des uralten Brauchs: 'Viele Dinge, die Tierrechtler kritisieren, beruhen auf uralten Bräuchen, haben eine lange Tradition und gehören zur kulturellen Identität anderer Völker.'

Doch der Widerspruch in dieser Sichtweise besteht darin, daß wir in anderen Bereichen das Argument des alten Brauches niemals gelten lassen würden: Wenn Frauen verbrannt werden, weil sie ein Mädchen zur Welt bringen, wenn sie erschossen werden, weil sie keinen Schleier tragen, oder wenn sie gesteinigt werden, weil sie die Ehe brachen – in all diesen Fällen lassen wir diese alten Bräuche nicht gelten, sondern verurteilen sie als Menschenrechts-

verletzungen. So wie Menschenrechte universell gelten müssen, müssen auch Tierrechte universell gelten, um sinnvoll zu sein. Ein Stier in Spanien leidet schließlich nicht weniger als ein Stier in Deutschland, wenn er für den Stierkampf zu Tode gequält wird (vgl. KAPLAN 1998, S. 60).

4. ERKLÄRUNGSANSÄTZE FÜR DIE WIDERSPRÜCHE IN DER MENSCH-TIER-BEZIEHUNG

Wie wir gesehen haben, sind die Widersprüche in der Mensch-Tier-Beziehung zahlreich und zeichnen sich oft durch extrem konträres Verhalten Tieren gegenüber aus. Doch obwohl diese Widersprüche in der westlichen Gesellschaft omnipräsent sind, werden sie nicht nur nicht diskutiert, sondern offensichtlich überhaupt nicht als solche wahrgenommen. Deshalb ist mein Anliegen erstens, diese Probleme darzustellen und zweitens zu untersuchen, welche Faktoren es möglich machen, Tiere einerseits mit Liebe und Zuneigung zu behandeln und sie andererseits zu mißhandeln und zu töten. Wie ist es möglich, Tiere als empfindungsfähige Lebewesen und gleichzeitig auch als Objekte der Nützlichkeit zu betrachten? Wie kommt es, daß Menschen scheinbar mit derart zueinander in Konflikt stehenden Werten, ausgeglichen und ohne Probleme leben können. Woran liegt es, daß anstatt der Untersuchung dieses Zwiespalts, er den meisten Menschen nicht einmal bewußt ist?

Mich interessiert, welche Faktoren hier aus psychologischer Sicht eine zentrale Rolle spielen. Ich interpretiere dieses als normal geltende widersprüchliche Verhalten gegenüber Tieren als Zeichen tief verwurzelter Einstellungen und als Ergebnis erfolgreichen Wirkens sozialer Kräfte. Zur Untersuchung wesentlicher Einflußfaktoren widersprüchlichen Verhaltens möchte ich Konzepte aus der Psychoanalyse und der Sozialpsychologie heranziehen.

4.1. Theoretische Konzepte

4.1.1 Psychoanalytische Entwicklungspsychologie

4.1.1.1. Genetischer Gesichtspunkt

In der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie spricht man von einem genetischen Gesichtspunkt und versteht darunter, daß die Persönlichkeitsentwicklung eine ‘psycho-sexuelle‘ Entwicklung ist und in Phasen verläuft, dergestalt, daß eine durchlaufene Phase die Basis für eine nächst höhere Ebene bildet. ‘Psycho-sexuelle‘ Entwicklung bedeutet, daß die psychische Entwicklung körperanalog verläuft. Die psychische und die körperliche Entwicklung bedingen sich gegenseitig, denn mit der zunehmenden körperlichen Differenzierung differenziert sich auch die psychische Entwicklung. Die psychische Ebene ist klarerweise eine andere als die körperliche, jedoch ist sie von den jeweiligen körperlichen Bedingungen und sozialen Möglichkeiten abhängig, da die körperliche Entwicklung den Rahmen für die Wahrnehmungs- und Erfahrungsmöglichkeiten vorgibt (vgl. REITER 1995, S. 8).

Für das Kind bedeutet die jeweilige Wahrnehmungsmöglichkeit die jeweilige ‘ganze Wirklichkeit‘. Diese frühen Wahrnehmungsmöglichkeiten prägen in besonderer Weise unser späteres Leben. Wir durchlaufen nicht nur eine Entwicklung, sondern tragen alle unsere Erfahrungen der jeweiligen Ebenen in uns (vgl. ebd., S. 13).

4.1.1.2. Dynamischer Gesichtspunkt

Der dynamische Gesichtspunkt thematisiert die Existenz und Wirkungsweise seelischer Kräfte und ihrer Repräsentanzen im Psychischen. Er behandelt die Frage, was den Menschen treibt, warum er sich verändert und entsprechend entwickelt. Der dynamische Aspekt besagt auch, daß diese seelischen Kräfte nicht zerstört, sondern nur umgeformt werden können. Im Psychischen heißt dies, daß sie anachronistisch sind und partiell bis global in ihrer erlebten Qualität wiederbelebt werden können. Das Wiederbelebt-Werden in ihrer Qualität hat den Sinn der Objektivierung der innewohnenden Strebungen, die dadurch in Szene drängen (vgl. REITER 1995, S. 8).

4.1.1.3. Abwehrmechanismen

Die Abwehrmechanismen stellen Bewältigungsmöglichkeiten des Ichs dar. MENTZOS definiert sie als „habituelle, unbewußt ablaufende Vorgänge, die zwar primär Ich-Funktionen mit Schutz- und Bewältigungsaufgaben darstellen, die jedoch im Rahmen der neurotischen Konfliktverarbeitung letztlich dysfunktional werden“ (MENTZOS 1997, S. 60).

Sie sind ursprünglich normale Schutz- und Bewältigungsformen des Ichs. Je nach Differenzierungsgrad des Ichs stehen dem Menschen in seiner Entwicklung entsprechende Bewältigungsmöglichkeiten zur Verfügung. MENTZOS beschreibt von den unreifsten bis zu den reifsten Abwehrmechanismen vier Ebenen:

Zur ersten Ebene gehört u.a.

- a) die psychotische, wahnbildende Projektion;
- b) die psychotische Verleugnung;
- c) Spaltungsvorgänge;
- d) Introjektion.

In die zweite Ebene lassen sich

- a) die nichtpsychotische Projektion und
 - b) die Identifikation als Abwehr
- einordnen.

Die dritte Ebene bildet die eigentlichen psychoneurotischen Abwehrmechanismen:

- a) Intellektualisierung;
- b) Affektualisierung;
- c) Rationalisierung;
- d) Affektisolierung;
- e) Ungeschehenmachen;
- f) Reaktionsbildung;
- g) Verschiebung;
- h) Verlagerung;
- i) Wendung gegen das Selbst;
- j) Verdrängung im engeren Sinn.

Auf einer vierten Ebene kann man Vorgänge beschreiben, die unter dem Begriff Sublimierung zusammengefaßt werden: Unter Sublimierung versteht man das Umsetzen verdrängter Triebimpulse in sozial akzeptierte

Tätigkeiten, auf die das Triebziel verschoben wird (vgl. MENTZOS 1997, S. 65).

Die Abwehrmechanismen werden eingesetzt, um unlustvolle Affekte und Gefühle wie Angst, seelischen Schmerz, Schuldgefühle unbewußt zu machen oder unbewußt zu halten. Dadurch erreicht man zunächst eine gewisse Entlastung. Der Konflikt wird jedoch nicht wirklich gelöst, sondern ins Unbewußte verdrängt, wo die kognitiven und emotionalen Inhalte aktiv bleiben und zu immer komplizierteren Abwehrmaßnahmen zwingen. Die Abwehrmechanismen sind deshalb dysfunktional, weil sie einer bewußten Lösung des Konflikts im Weg stehen. „So verwandeln sich die zunächst ‘normalen‘ Schutz- und Bewältigungsmechanismen von Konflikten und Belastungen zu pathologischen Abwehrmechanismen“ (MENTZOS 1997, S. 61).

Von einem pathologischen Abwehrmechanismus darf allerdings erst dann gesprochen werden, wenn bestimmte Kriterien erfüllt sind:

- a) erhebliche Einschränkungen der Ich-Funktionen;
- b) Reduzierung der freien Selbstentfaltung und Selbstverwirklichung;
- c) zwangsläufiges Auftreten;
- d) unbewußter Ablauf;
- e) heftiger Widerstand gegen Aufhebung ;
- f) Funktion von Befriedigung oder Reparation.

4.1.2. Psychologie der Moralentwicklung

In der Theorie über die Moralentwicklung gibt es unterschiedliche Ansätze, auf die ich zusammengefaßt eingehen möchte. In junger Vergangenheit ist die

Moralentwicklung eingehend untersucht worden. Man verstand darunter überwiegend jene Aspekte der Sozialisation, die am Prozeß der Internalisierung beteiligt sind. Das heißt, daß ein Individuum bestimmte Regeln lernt und sich auch in Situationen daran hält, in denen es keine Kontrolle und keine Strafe gibt. In dieser Forschungsliteratur wurde die moralische Entwicklung als Prozeß der fortschreitenden Internalisierung elementarer kultureller Regeln aufgefaßt (vgl. KOHLBERG 1995, S. 7 f.).

Forscher haben in ihren differierenden Theorien drei unterschiedliche Aspekte der Internalisierung betont: die Verhaltens-, die Gefühls- und die Urteilsdimension moralischer Handlungen. Was wird konkret darunter verstanden? Unter dem verhaltensbezogenen Kriterium der Internalisierung versteht man eine intrinsisch motivierte Konformität oder den 'Widerstand gegen Versuchung'. Dieses Konzept entspricht dem, was man im Alltag 'moralischen Charakter' nennt. HARTSHORNE, MAY et al. (1928-1930) definierten den moralischen Charakter über eine Reihe kulturell bestimmter Tugenden (wie etwa Ehrlichkeit), deren Ausprägung man messen könne, indem man beobachtet, inwieweit das Kind der Versuchung widerstehen kann, eine Regel zu übertreten – zum Beispiel zu mogeln -, wenn es unwahrscheinlich scheint, erwischt und bestraft zu werden (vgl. ebd., S. 8).

Unter dem Aspekt der Gefühlsdimension moralischer Handlungen wird das Vorhandensein internalisierter Regeln verstanden, die ein Gefühl der Schuld, das heißt das Auftreten von selbstkritischen Empfindungen der Reue und Angst nach einer Verletzung der kulturellen Normen entstehen lassen. Sowohl psychoanalytische Theorien als auch Lerntheorien, die sich mit dem Gewissen beschäftigen, sehen im Schuldgefühl das wesentliche Motiv der Moralität. Es wird angenommen, daß sich das Kind moralisch verhalte, um Schuld zu vermeiden (vgl. ebd.)

Der dritte Aspekt der Internalisierung von Regeln betrifft die Urteilsfähigkeit auf der Grundlage dieses Wertmaßstabs. Das bedeutet, Urteile auf der Basis des verinnerlichten Wertmaßstabs zu fällen und sich selbst und anderen gegenüber zu rechtfertigen, warum man diesen Wertmaßstab anerkennt (vgl. ebd.).

Die neuere Forschung beschäftigt sich also vor allem mit der Erforschung der Probleme der Moralentwicklung. Sie untersucht, wie solche Sozialisationsfaktoren wie das Ausmaß, die Art und die Bedingungen von Belohnung und Bestrafung oder die Identifikation mit den Eltern im Zusammenhang mit individuellen Unterschieden der Widerstandsfähigkeit gegen Versuchung, der Schuld und des moralischen Urteils zusammenhängen (vgl. KOHLBERG 1995, S. 8 f.).

Andere Forschungsansätze gehen davon aus, daß die Sozialisationsforschung der Internalisierung nur begrenzt haltbar ist. Befunde von HARTSHORNE und MAY ließen vermuten, daß moralisches Verhalten eher durch situationsspezifische Faktoren wie Strafe, Belohnung, Gruppendruck und Werte der Gruppe bestimmt wird als durch eine innere Disposition, die man Gewissen oder Charakter nennt (vgl. KOHLBERG 1995, S. 11). KOHLBERG vertritt die Auffassung, daß neue Forschungsergebnisse mit den Resultaten von HARTSHORNE und MAY insofern übereinstimmen, „als sie die Annahme stützten, daß die Variablen, die zum Widerstand gegenüber Versuchungen führen, hauptsächlich situativ bedingt sind und nicht von festen Verhaltensgewohnheiten, Charakterzügen (wie Ehrlichkeit) oder von einer dauerhaften Bereitschaft des Über-Ichs herrühren, im Übertretungsfall Schuldgefühle zu empfinden“ (vgl. ebd., S. 13).

Seit MAC KINNON (1938) haben Forscher versucht, mit ihren Untersuchungen zur Moral HARTSHORNE und MAYS Ergebnissen dadurch Rechnung zu tragen, daß Internalisierung im Rahmen eines Konzepts des Über-Ichs und nicht mehr in Begriffen des „moralischen Charakters“ definiert wurde. Sie hatten erkannt, daß eine innere Disposition zur Ehrlichkeit nicht direkt zu moralischem Handeln führe, also nicht die unmittelbare Auswirkung des moralischen Charakters ist. Statt dessen nahmen die Forscher an, daß es ein komplexes Gleichgewicht innerer und äußerer Kräfte gibt, zu denen die Stärke der Triebe gehört, die durch eine Versuchung angesprochen werden, die Abwehrkräfte gegen diese Triebe, aber auch situationsbedingte Ängste, der Gruppendruck usw. gehören, die dafür verantwortlich sind. In dieser Forschungstradition ging man allerdings davon aus, daß es schon eine spezifische moralische Kraft gäbe, nämlich das Schuldgefühl. Es wurde als „eine Hauptdeterminante des Handelns in Situationen gesehen, in denen die Person moralische Konflikte zu bestehen und Versuchungen zu widerstehen habe“ (vgl. ebd., S. 12). Die Disposition dazu, Schuldgefühle zu haben, wurde als Folge früher Identifikationen in der Kindheit und Straferfahrungen gesehen und nicht als situationsbedingt betrachtet. Demzufolge schloß man, daß moralisches Verhalten situationsspezifisch sein möge und gleichzeitig einen allgemeinen Prozeß der moralischen Internalisierung beinhalte, der auf die gleichen Kindheitserfahrungen zurückgeht und als von der derzeitigen besonderen moralischen Situation unabhängig gesehen werden darf.

4.1.2.1. Milgram-Experiment als Beispiel für situationsspezifische Faktoren

Als Beispiel dafür, wie situationsspezifische Faktoren wirken, möchte ich das Milgram-Experiment heranziehen.

Zu den für mich am beeindruckendsten und gleichzeitig beunruhigendsten Experimenten der Sozialpsychologie gehört zweifellos das Milgram-Experiment. STANLEY MILGRAM hat mit diesem Experiment eine Untersuchung zum extremen Autoritätsgehorsam durchgeführt. Er und seine Mitarbeiter wollten Gehorsamsbedingungen in einer Situation erforschen, in der unter dem Vorwand der wissenschaftlichen Notwendigkeit Menschen gequält wurden; die Quälerei der Versuchspersonen war natürlich simuliert. Die Versuchspersonen wurden aufgefordert, einer anderen mit dem Versuchsleiter zusammenarbeitenden Person, die bestimmte Dinge zu lernen und wiedergeben zu hatte, Stromstöße zunehmender Stärke zuzufügen, sobald sie bei der Wiedergabe des Gelernten Fehler machte.

Das Aufsehererregende und Erschreckende dabei war, daß eine große Anzahl der Versuchspersonen bereit war, der auf einem Stuhl festgeschnallten Versuchsperson Stromstöße zu versetzen, die auf einer Skala des Apparats eindeutig gekennzeichnet waren. Die Stromstärke reichte bis zu 450 Volt; die einzelnen Stufen, vor allem die höheren, waren zur Hervorhebung der damit in Zusammenhang stehenden Risiken, mit Begriffen wie 'Gefahr' usf. beschriftet.

In diesem Experiment ergaben sich als die drei wichtigsten Gehorsams- bzw. Verweigerungsbedingungen, erstens die Nähe zum Versuchsleiter und die Art seines Auftretens; zweitens die Nähe zur vermeintlich gequälten Versuchsperson und die Art ihrer (gespielten) Schmerzäußerungen und drittens die sogenannte Hintergrundautorität, das heißt die Institution, die von der Versuchsperson als verantwortlich für das Experiment angenommen wurde. Je näher und autoritativer der Versuchsleiter war, desto mehr fügten sich die Versuchspersonen der Versuchsanordnung, bei Fehlern eine immer höhere Stromstärke zu verabreichen. Je näher die vermeintlich Gequälten und

je schmerzvoller deren Äußerungen waren, desto eher verweigerte die Versuchsperson die Anordnung. Die Bewertung der Hintergrundautorität hat eine geringere Rolle gespielt.

Wesentlich bei dem Experiment ist, daß die Versuchspersonen keineswegs ohne Konflikt die Stromstöße gaben. Sie empfanden die Anordnung, eine jeweils nächsthöhere Stromstärke zu geben, sehr wohl als Konflikt zu ihrem Identifikationsvermögen mit der als gequält erlebten Versuchsperson. Doch ihr Konflikt äußerte sich meistens nur verbal oder psychosomatisch: sie brachten Bedenken vor, protestierten auch lautstark, wurden verlegen, stotterten, schwitzten und zitterten, doch mindestens die Hälfte drehte beim nächsten Fehler der Versuchsperson den Schalter, wie gefordert, eine Stufe höher (vgl. HORN 1988, S. 13 f.).

Das Ergebnis dieses Experiments verdeutlicht, daß die synthetische Fähigkeit des Ich bei der Hälfte der Versuchspersonen nicht ausreichte, sich gegen das realistisch gespielte Quälen aufzulehnen und das obwohl es gegen individuell wichtige, verinnerlichte Normen verstieß.

4.1.2.2. Konflikte bei Tierheimmitarbeitern als Manifestation internalisierter Wertvorstellungen

Dieses Beispiel zeigt, wie internalisierte Wertvorstellungen wirken und das Handeln der neuen Mitarbeiter beeinflussen. Da es ihren verinnerlichten Wertvorstellungen widerspricht, Tiere zu quälen oder zu töten, sind sie zunächst von den Anforderungen des Tierheims, Tiere zu euthanasieren, schockiert. Sie weigern sich, Tiere aus für sie zunächst unverständlichen Gründen zu töten.

Viele Personen, die sich für den Beruf in Tierheimen entscheiden, lieben Tiere, möchten mit ihnen arbeiten und ihnen helfen. Der Mitarbeiter muß also dazu gebracht werden, gegen sein ursprüngliches Selbstkonzept (oder Motivation und Vorstellung?) zu handeln. Zunächst scheint die Frage sinnvoll, wie eine Person, die vielleicht zu Hause einen Hund oder eine Katze als Heimtier hat, dazu gebracht wird, Mitglieder der gleichen Spezies zu töten. (Diese Frage stellt sich ebenfalls bei Mitarbeitern in Laboratorien. Ich werde auf sie später speziell eingehen). Anhand des neuen Mitarbeiters in Tierheimen sehen wir, daß seine internalisierten Wertvorstellungen von großer Bedeutung sind und es einen komplexen sozialen Prozeß emotionaler Distanzierungsmethoden darstellt, bis die Mitarbeiter lernen, Tiere zu töten.

In dem Buch 'Regarding Animals' von ARLUKE & SANDERS schreibt ein 'Shelter manager', daß sie im Rahmen der Institution, dem neuen Mitarbeiter 'helfen', gegen seine Überzeugung zu handeln ... "we'll make it good in your head"(ARLUKE & SANDERS 1996, S. 82).

Der neue Mitarbeiter muß sich den Anforderungen der Institution anpassen und seine eigentliche Einstellung zu Tieren gegen die Ansicht der Institution eintauschen. Die Ansichten der Institution sind nicht an sich bewiesen oder selbstredend, sondern formen und strukturieren das Feld, in dem Tiere von Institutionen verwendet werden. Bezeichnenderweise werden die Ansichten der Institutionen den werdenden Mitarbeitern unter Disziplin, zusammen mit relevanten empirischen Fakten als unbestrittene Wahrheiten, über die sich nicht diskutieren läßt, übermittelt. Neue Mitarbeiter müssen die Prämisse der Institution akzeptieren – oft heißt das, daß Tiere getötet werden müssen – und sich dieser fügen. Doch wie werden sie im einzelnen dazu gebracht, ihre ursprüngliche Meinung zu ändern und gegen diese zu handeln?

Um ihre Meinung ändern zu können, müssen neue Mitarbeiter auch lernen, in bezug auf die Tiere in der Institution anders zu fühlen. Denn es kann sonst leicht vorkommen, daß sie oft unangenehme Gefühle haben, auch wenn sie die Prämisse der Institution auf einem intellektuellen Niveau akzeptiert haben. Obwohl Institutionen zweifellos ihre neuen Mitarbeiter mit Regeln und Strategien zur Bewältigung ungewünschter Emotionen ausstatten, haben Forscher bisher nicht untersucht, wie solche ‘emotion-management-strategies‘ tatsächlich arbeiten und in welchem Ausmaß sich damit unangenehme Gefühle eliminieren lassen. Trotz mangelnder früherer Erforschung, wird allgemein angenommen, daß neue Mitarbeiter Methoden zur Distanzierung von ihren Handlungen und damit verbundenen Schuldgefühlen lernen. Durch eine Distanzierung soll jegliche Zuneigung und Empathie zu den Tieren verhindert werden und das Töten zu einem Reflex ohne emotionaler Beteiligung werden (ARLUKE & SANDERS 1996, S. 83).

Um diese Annahmen zu überprüfen, führte ARLUKE eine ethnographische Untersuchung über einen Zeitraum von sieben Monaten in einem ‘kill-shelter‘ durch. Er verbrachte mehr als hundert Stunden mit der direkten Beobachtung aller Facetten der Arbeit und des Lebens in dem Tierheim, inklusive der Euthanasie der Tiere und dem Training der Mitarbeiter, diese zu lernen. ARLUKE führte auch mit allen sechzehn Mitarbeitern Interviews über Fragen der Euthanasie und Aspekte im Zusammenhang mit der Arbeit im Tierheim durch. Die Ergebnisse seiner Untersuchung deuten darauf hin, daß das Erlernen von Copingstrategien für den Umgang mit unangenehmen Gefühlen, die durch die Euthanasie im Tierheim hervorgerufen werden, einen komplexen sozialen Prozeß darstellt. Gefühle der Zuneigung, Empathie und des Verlusts werden nicht eliminiert, sondern dienen den Mitarbeitern als

eine Form von Copingstrategie, die ihnen ermöglicht, ein Gefühl ihrer selbst als Person, die Tiere liebt und für sie sorgt, aufrechtzuerhalten. Das ist ihr neues, institutionalisiertes Selbst und es dient ihnen gut und ermöglicht ihnen, ihre Arbeit mit einem Minimum an Konflikten zu bewältigen. Trotzdem fühlen sich alle Mitarbeiter zeitweise unwohl - obwohl es dafür unterschiedliche Gründe gibt -, wenn ihre alltägliche nicht-institutionalisierte Identität in der Arbeit ins Bewußtsein tritt.

Wie bewältigen die Mitarbeiter ihre unangenehmen Gefühle und wie lernen sie, sich selbst soweit zu distanzieren, um einerseits töten zu können und andererseits sich nicht völlig von ihrer ursprünglichen Vorstellung, eine tierliebende Person zu sein, trennen zu müssen? Die Copingstrategien ermöglichen den Mitarbeitern ihre ursprüngliche Einstellung und Empfindsamkeit gegenüber Tieren ruhen zu lassen und ein anderes emotionales Verhältnis zu Tieren innerhalb des Tierheimes aufzubauen (vgl. ebd., S. 86).

Folgende Strategien zur emotionalen Distanzierung werden beschrieben und angewandt.

- 1.) Das Versäumnis neuer Mitarbeiter, zwischen den Tieren im Tierheim und ihren eigenen Heimtieren zu differenzieren, kann sie in emotional schwierige Situationen führen, speziell wenn Tiere euthanasiert werden sollen. Die meisten Mitarbeiter sehen die Tiere im Tierheim bald als 'virtuelle Heimtiere' – die irgendwo zwischen der Kategorie Heimtier und Objekt gesehen werden. Wichtig dabei ist, die Intensität ihrer Gefühle der Zuneigung zu einzelnen Tieren zu reduzieren. Denn es geschieht sehr oft, daß neue Mitarbeiter mit der Euthanasie eines Lieblingstieres konfrontiert werden und über den Verlust

verzweifelt sind. Eine Frau, die eine zu große Beziehung zu den Tieren aufgebaut hatte, konnte nicht mehr mit ansehen, wie die Tiere hinter Gittern gehalten oder getötet wurden und ließ alle Hunde frei. Daraufhin wurde sie entlassen. Neue Mitarbeiter müssen also bald lernen, ihre Zuneigung zu Tieren zurückzuhalten. Ein Mitarbeiter drückt es so aus: „I don't let myself get that attached to any of them“ (ARLUKE & SANDERS 1996, S. 87).

Dennoch ist ein wichtiges Motto bzw. Ideal in der Praxis von Tierheimen, daß die Mitarbeiter sich nicht vollkommen ihrer Verantwortung gegenüber Tieren entziehen oder gleichgültig werden oder die Euthanasie gänzlich gefühllos vollziehen. Ein Arbeiter erzählte ARLUKE: You „learn to turn your feelings off when you do this work, but you can't completely. They say if you can, you shouldn't be on the job“ (ebd.). Ein anderer Arbeiter sagte ebenfalls, daß man seine Gefühle nicht vollständig ausschalten darf: „If you get to the point where killing doesn't bother you, then you shouldn't be working here“(ebd.). Wie sie einerseits ihre Gefühle zu einzelnen Tieren verhindern und andererseits nicht vollkommen gefühllos werden, geht aus Strategie 2 hervor.

2.) Die Mitarbeiter lernen systematisch drei verschiedene Distanzierungsmethoden:

- a) Nicht individuelle Tiere zu lieben, sondern die Tiere als Gruppe zu betrachten, denen sie sich verbunden fühlen und die sie versorgen.
- b) Die Mitarbeiter differenzieren zunehmend zwischen den Tieren im Tierheim und 'normalen' Heimtieren. Unter Heimtieren werden alle Tiere verstanden, die in privaten Haushalten nicht als Nutztiere leben (vgl. TEUTSCH 1987, S. 88).

c) Sie identifizierten sich im Rahmen ihrer Arbeit mit der professionellen Rolle als ‘Beschützer‘ (‘caretaker‘) und nicht mehr als Tierbesitzer. Ein Arbeiter bemerkte über die Annahme der professionellen Rolle als ‘caretaker‘: „You don’t set yourself up by seeing them as pets. You’d kill yourself; I’d cut my wrists. I’m a caretaker, so I make them feel better while they are here. They won’t be forgotten so quickly. I feel I get to know them. I’m their last hope“ (ARLUKE & SANDERS 1996, S. 87).

3.) Eine weitere Strategie, die neue Arbeiter lernen müssen, ist, Tiere nicht nach ihren eigenen Vorlieben und Wertvorstellungen zu betrachten, sondern je nach ihrem Marktwert für eine potentielle Adoption. Diese Sichtweise zu übernehmen, ist nirgends wichtiger als hier, wo gesunde und wohlerzogene Tiere für die Euthanasie selektiert werden müssen, um für neue Tiere Platz zu machen. Ein erfahrener Arbeiter bezeichnet dieses Auswahlverfahren als sehr hart und für neue Mitarbeiter schwierig, die Tiere nach dieser Art zu beurteilen: „When you go through and ‚pull‘ – that’s when you have to make some real tough choices. If they’ve all been here an equal amount of time, then, if you’ve got eighteen cages and six are filled with black cats, and you have a variety in here waiting for cages, you’re going to pull the black ones so you can have more of a variety. It’s hard for a new employee to understand that I’m going to pull a black cat to make room for a white one. After they’ve been here through a cat season, they know exactly what I’m doing, and you don’t have to say anything when you have old staff around you“ (ebd., S. 88).

4.) Außerdem müssen die Mitarbeiter in Tierheimen lernen, anders über kranke Tiere zu denken, als sie es bisher in bezug auf ihre erkrankten Heimtiere gewohnt waren. Denn wenn Tiere im Tierheim erkranken, werden sie nicht

medizinisch versorgt, wie das bei Heimtieren üblich ist, sondern sie müssen aus ökonomischen Gründen getötet werden.

- 5.) In Tierheimen werden immer wieder einzelne Tiere aus der Gruppe genommen und als Maskottchen ausgewählt. Das hilft den Mitarbeitern zwischen der Verantwortung gegenüber Tieren im Tierheim und Heimtieren zu unterscheiden. Das Maskottchen dient den Mitarbeitern als Ersatzheimtier für den Rest der Tiere im Tierheim. Katzen und Hunde werden gelegentlich ausgewählt, um ein Gruppenmaskottchen zu werden, erstens weil Arbeiter ein spezielles Interesse diesem Tier gegenüber haben, und zweitens, weil sie hoffen, die Adoptionschancen zu steigern, in dem das Verhalten des Tieres verbessert wird.

Im Gegensatz zu den üblichen Tieren im Tierheim, dürfen die Maskottchen frei umher laufen, auch in die Büros der Mitarbeiter, wo man mit ihnen spielt und über sie spricht. Das bedeutendste ist jedoch, daß Maskottchen nie euthanasiert werden; entweder sie bleiben im Tierheim oder sie werden von irgendeiner Person adoptiert. Das Verhalten mancher Mitarbeiter gegenüber diesen Maskottchen unterscheidet sich massiv zum Verhalten gegenüber den anderen Tieren. Zum Beispiel hatte eine Katze, die als Maskottchen ausgewählt wurde, ein Magenleiden und bedurfte einer teuren Operation. Unter normalen Umständen würde dieses Tier im Tierheim getötet werden, doch eine der Mitarbeiterinnen bezahlte die Operation aus eigener Tasche.

- 6.) Ein wesentlicher Punkt, die unangenehmen Gefühle im Zusammenhang mit der Euthanasie zu reduzieren, ist, daß die Mitarbeiter die Gefühle der Tiere beachten und versuchen, sie so gut als möglich zu euthanasieren. Ein Arbeiter erklärt: „It makes me feel better making it [euthanasia] better for the animal“

(ARLUKE & SANDERS 1996, S. 89). Auch routinierte Mitarbeiter fühlen sich bei der Durchführung von Euthanasie wohler, wenn sie sich darauf konzentrieren, den Tieren ein Gefühl von Sicherheit und Ruhe zu geben, bevor sie getötet werden. Ein Arbeiter mit 20jähriger Erfahrung berichtet: „It still bothers you after you're here for a long time, but not as much. Compassion and tenderness are there when I euthanize, so it doesn't eat away at me“ (ebd.). Eine Art, um die Tiere möglichst streßfrei töten zu können, ist, sich in die Tiere einzufühlen und den Prozeß des Tötens ‘friedlich und leicht‘ zu machen. Die Arbeiter werden angeregt, auf alle kleinen Dinge zu achten, die den Tieren Streß bereiten könnten – wenn Tiere beispielsweise Angst vor Männern haben, werden sie nicht von Männern getötet.

- 7.) Eine weitere Vorgehensweise, die Gefühle der Tiere zu berücksichtigen und die den Mitarbeitern hilft, ist, sich auf die Methode des Tötens zu konzentrieren. Indem sie sich auf die Technik des Tötens konzentrieren – und sich nicht die Frage stellen, warum die Tiere getötet werden müssen oder wie sie sich selbst dabei fühlen -, können sie sich vergewissern, die Tiere schnell und schmerzlos töten zu können. Es gibt bei der Euthanasie außerdem eine Arbeitsteilung, die den Mitarbeitern die Euthanasie erleichtert: ein Arbeiter verabreicht die Injektion, der andere hält das Tier fest. Dem Mitarbeiter, der die Injektion verabreicht, wird empfohlen, sich nur auf die Nadel und seine Fertigkeit zu konzentrieren und nicht auf die Euthanasie. Der Arbeiter, der das Tier festhält, wird instruiert, seine Arbeit als technischen Vorgang zu betrachten, anstatt Gefühle der Zuneigung zu zeigen. Ein Arbeiter beschreibt seinen Job: „The holder is the one who controls the dog. You have your arm around her. You're the one who has got a hold of that vein. When they get the blood in the syringe, you let go. But you have to hold that dog and try and

keep him steady and not let him pull away. That's my job“ (ARLUKE & SANDERS 1996, S. 90).

Der ganze Verlauf der Euthanasie wird mehr als technische und weniger als moralische oder emotionale Angelegenheit betrachtet.

- 8.) Ein weiterer Punkt, der die Euthanasie erleichtert, ist, wenn sich die Arbeiter auf das Wohlergehen der Tiere berufen und deren Tod als Linderung ihres Leidens betrachten, anstatt ihre eigenen Gefühle in den Mittelpunkt zu stellen. Das gelingt leicht bei sehr kranken oder alten Tieren. Es ist allerdings viel schwieriger, Leiden in 'gesunden und glücklichen' Tieren zu sehen. Sie müssen auch als Tiere betrachtet werden, deren Leben nicht wert ist, gelebt zu werden. Den Arbeitern ist bewußt, daß die Breite ihrer Definition von Leiden Euthanasie leichter macht. Ein Arbeiter beschreibt, wie sie manchmal versuchen, irgendeinen Grund [für die Euthanasie] zu finden, wie zum Beispiel eine 'laufende Nase', weil es schwerer ist, ohne einen Grund zu töten.
- 9.) Schließlich lernen die Arbeiter Euthanasie als Prävention gegen Leiden zu sehen. Damit meinen sie auch, daß sie lieber gesunde streunende Tiere euthanasieren, als sie auf der Straße leiden zu lassen. Ein älterer Mitarbeiter erklärte werdenden Mitarbeitern: „I'd rather kill than see suffering. I've seen dogs hung in alleys, cats with firecrackers in their mouths or caught in car fan belts. This helps me to cope with euthanizing – to prevent this suffering through euthanasia. Am I sick if I can do this for fifteen years? No. I still cry when I see a sick pigeon on the streets, but I believe in what I am doing“ (ebd., S. 92).

-
- 10.) Eine weitere Strategie, mit der Mitarbeiter ihre unangenehmen Gefühle im Zusammenhang mit der Euthanasie zu bewältigen versuchen, besteht darin, einen Teil dieser ungewollten Gefühle in Zorn und Frustration gegenüber Heimtierbesitzern umzuwandeln. Anstatt die Moral ihrer eigenen Handlungen in Frage zu stellen und sich Gedanken über ihre Schuldgefühle zu machen, kommen sie zu der Überzeugung, daß Heimtierbesitzer die Tiere unrecht und schlecht behandeln. Der Öffentlichkeit wird vorgeworfen, Tiere wie Eigentum zu behandeln, das sie wie Müll wegwirft und dem sie keinen intrinsischen Wert zuerkennt. Ein Arbeiter beklagt sich: „A lot of people who want to leave their pets have bullshit reasons for this – like they just bought new furniture for their living room and their cat sheds all over it“ (ebd., S.96). Manche Arbeiter entwickeln richtige Aggressionen gegenüber Heimtierbesitzern, die ihre Tiere leichtfertig in das Tierheim bringen. In den Augen erfahrener Mitarbeiter ist es wichtig, daß neue Mitarbeiter nicht Schuldgefühle, die eigentlich Heimtierbesitzer hätten haben müssen - angesichts der Tatsache, daß sie ihr Tier ins Tierheim brachten und wußten, daß es wahrscheinlich getötet werden muß –, übernehmen.
- 11.) Arbeiter versuchen, ihre Gefühle und Ressourcen umzuleiten, indem sie sich engagieren, die Meinung der Öffentlichkeit über Heimtiere zu ändern, damit in Zukunft weniger Tiere ins Tierheim gebracht werden und die Anzahl der zu tötenden Tiere geringer wird. Sie wollen an das Problem der Übervölkerung in Tierheimen auch anders herangehen als zu töten. Deshalb richten sie ihre Bemühungen auf Erziehung der Öffentlichkeit und die Forcierung der Adoption.

-
- 12.) Heimtierbesitzer werden aber von den Arbeitern in Tierheimen nicht immer beschuldigt. Erfolgreiche Adoptionen helfen den Arbeitern, das Positive an ihrer Arbeit zu betonen, das in diesem Rahmen ohnehin selten ist. Ein geeignetes Heim für die Tiere zu finden, ist eine zentrale Motivation der Arbeiter. Besonders erfreut sind sie, wenn sie von Leuten hören, die mit ihrer Adoption zufrieden sind. Manche Heimtierbesitzer kommen ins Tierheim, andere schreiben und bedanken sich. Diese Briefe werden zusammen mit Schnappschüssen von Besitzern mit ihren adoptierten Tieren, für alle sichtbar, an die Wände gehängt.
- 13.) Um ihre Emotionen erfolgreich zu managen, müssen Arbeiter lernen, sich selbst keine schwierigen ethischen Fragen zu stellen. Das ist innerhalb der Grenzen der Institution leichter als außerhalb. Viele berichten über unangenehme Gefühle, wenn Leute sie nach der Moralität der Euthanasie fragen. Die Arbeiter gehen mit diesen unangenehmen Gefühlen auf zwei verschiedene Arten um: Erstens können sie versuchen, Kontakte zu meiden, bei denen schwierige Fragen und ungewünschte Emotionen hochkommen könnten. Das ist jedoch oftmals schwierig. Arbeiter klagten, daß Ehepartner, Zimmergenossen, Familienmitglieder und Fremde sie manchmal als ‘Verbrecher‘ und ‘Mörder‘ betrachteten und ihnen Schuldgefühle machten: „You expect your spouse, your parents, your sister, your brother ... to understand. And they don’t. And your friends don’t. People make stupid remarks like, ‘Gee, I would never do your job because I love animals too much‘“ (ebd., S. 99). Einige Arbeiter sprechen schon davon, ‘paranoid‘ geworden zu sein und überall darauf zu warten, daß sie gefragt werden, ‘Ob sie Tiere töteten‘ oder ‘Wie sie denn Tiere töten könnten, wenn ihnen Tiere wichtig waren‘.

Um negative Reaktionen ihrer Umgebung zu vermeiden, verschweigen sie manchmal, wo sie arbeiteten. Eine Mitarbeiterin erzählte, sie betreibe eine Ambulanz für Tiere.

Die zweite Strategie bei der Frage nach ihrem Job ist, den Leuten zu erklären, wie sehr sie sich um Tiere sorgen und daß Euthanasie eine Notwendigkeit darstellt. Ein Arbeiter berichtet, daß er den Leuten Zahlen nennt, um ihnen plausibel zu machen, warum Tiere euthanasiert werden: „I throw numbers at them, like the fact that we get twelve thousand animals a year but can only place two thousand“ (ebd., S. 100).

- 14.) Wenn die Arbeiter mit Kritik durch Außenstehende konfrontiert werden, sind sie froh, der Gemeinschaft des Tierheimes anzugehören, die ihnen Schutz bietet. Im Rahmen der Institution fühlen sie sich verstanden, weil hier alle Mitarbeiter Tiere euthanasieren. Nur diese Leute verstehen, wie es möglich ist, Tieren einerseits helfen zu wollen, sie aber andererseits oft töten zu müssen. Da Außenstehende diese Erfahrung der Euthanasie nicht teilen, tendieren die Arbeiter dazu, ihnen geringe Glaubwürdigkeit beizumessen und ihre Meinung wenig zu berücksichtigen. Indem sie nicht mit Außenstehenden kommunizieren, reduzieren sie die Möglichkeit, verstanden zu werden, erhöhen damit die Solidarität in der Institution und erzeugen Barrieren zwischen sich und Außenstehenden als Schutz vor externaler Kritik. Sie können ihre unangenehmen Gefühle leicht verringern, indem sie Außenstehende als ‘Uninformierte‘ oder ‘Naive‘ hinstellen.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Situation der Versuchspersonen im Milgram-Experiment und der neuer Mitarbeiter in Tierheimen vergleichbar ist, da beide überzeugt werden müssen, gegen ihre ursprünglichen

verinnerlichten Normen zu handeln. Im Milgram-Experiment soll die Versuchsperson gequält werden, im Tierheim sollen Tiere getötet werden. Diese Aufforderungen rufen aufgrund ihrer verinnerlichten Normen, einen massiven Konflikt bei den Personen hervor. Das zeigt für mich, daß Internalisierungen grundsätzlich eine wesentliche Rolle bei der Entwicklung des moralischen Verhaltens spielen.

Es gibt allerdings trotzdem situationsspezifische Faktoren, die das Verhalten so beeinflussen können, daß die Personen gegen ihre ursprünglichen Wertvorstellungen handeln.

Sowohl die Versuchspersonen beim Milgram-Experiment als auch die neuen Mitarbeiter im Tierheim versuchten zunächst, sich zu weigern, die Anforderungen auszuführen. Während die Versuchspersonen beim Milgram-Experiment sich nur verbal gegen die Instruktionen wehrten oder auf den Konflikt psychosomatisch reagierten, zeigten die neuen Mitarbeiter im Tierheim zu Beginn die Tendenz, zu vermeiden, sich selbst an der Euthanasie zu beteiligen. Außerdem wehrten sich manche Mitarbeiter im Tierheim durch ihre Handlungen. Eine Mitarbeiterin konnte ihren Konflikt nicht mehr ertragen und ließ Tiere aus ihren Käfigen frei. Andere Mitarbeiter beendigten ihren Job nach kurzer Zeit aus dem gleichen Grund.

Hier zeigt sich bereits ein wesentlicher Unterschied zwischen den Reaktionen der Versuchspersonen im Milgram-Experiment und den angehenden Mitarbeitern im Tierheim. Ich denke, daß der Grund vor allem in dem unterschiedlichen Setting und den unterschiedlichen Vorstellungen der Personen hinsichtlich ihrer zukünftigen Aufgaben, liegt.

Das Setting unterscheidet sich in einem wesentlichen Punkt: Beim Milgram-Experiment handelt es sich um eine einmalige Situation, in der die Versuchsperson wider Erwarten gegen ihre Wertvorstellungen handeln soll.

Beim angehenden Mitarbeiter im Tierheim handelt es sich nicht um eine einmalige Situation, in der die Person gegen ihre verinnerlichten Normen handeln soll, sondern um einen zukünftigen Beruf. Die Situation im Tierheim ist insofern eine andere, als es hier auch andere Aufgaben gibt als die Euthanasie von Tieren. Die Mitarbeiter werden nicht an ihrem ersten Arbeitstag dazu aufgefordert Tiere zu töten. Sie haben also am Anfang die Möglichkeit, sich einer Vermeidungsstrategie zu bedienen, während dies beim Milgram-Experiment aufgrund des unterschiedlichen Settings nicht möglich ist.

Die Vorstellungen der Versuchspersonen im Milgram-Experiment und der werdenden Mitarbeiter im Tierheim unterscheiden sich auch grundlegend:

Die Versuchspersonen, die beim Milgram-Experiment beteiligt waren, hatten sich höchst wahrscheinlich keine realistische Vorstellung über die Art ihrer Tätigkeit machen können, während das im Fall der angehenden Mitarbeiter des Tierheims sehr wohl möglich war. Viele werdende Mitarbeiter des Tierheims gaben an, tierliebend zu sein und bezeichneten sich als Tierfreunde, die gerne viel Zeit mit Tieren verbringen würden und mit ihnen arbeiten möchten. Sie stellten sich mental auf die Art ihrer Tätigkeit ein – die vermutlich die Euthanasie ausschloß, da neue Mitarbeiter darüber schockiert waren – und konnten sich dementsprechend besser, gemäß ihren Wertvorstellungen, zur Wehr setzen. Die Versuchspersonen beim Milgram-Experiment hingegen, wurden durch das Setting und ihre mangelnde Möglichkeit, sich eine realistische Vorstellung über die Anforderungen zu machen, ‘überrumpelt‘.

Der gravierendste Unterschied zwischen den Versuchspersonen beim Milgram-Experiment und den Mitarbeitern im Tierheim ist, daß die

Versuchspersonen des Milgram-Experiments unmittelbar dazu gebracht werden, gegen ihre eigenen Wertvorstellungen zu handeln. Bei den Mitarbeitern des Tierheimes bedarf es eines speziellen Trainings, das einen langen sozialen Prozeß darstellt, bis die Mitarbeiter gegen ihre Wertvorstellungen handeln. Sie erlernen eigene Copingstrategien zur Bewältigung ihrer emotionalen Konflikte. Diese Copingstrategien verhelfen den Mitarbeitern zu einem institutionalisiertem Selbst, das ihnen die Arbeit im Tierheim erst ermöglicht. Die Mitarbeiter müssen sich bereiterklären, die Copingstrategien zu erlernen. Es handelt sich bei ihnen, im Vergleich zu den Versuchspersonen des Milgram-Experiments, nicht um einen extremen Autoritätsgehorsam. Dennoch spielen auch hier die Gehorsamkeits- bzw. Verweigerungsbedingungen eine Rolle. Vor allem die Nähe zur Versuchsperson, die im Falle des Mitarbeiters im Tierheim das zu euthanasierende Tier ist, ist extrem wichtig. Zu große Nähe zu einem Tier erschwert das Töten – im Milgram-Experiment das Quälen eines Menschen – enorm. Wie wir anhand der Copingstrategien gesehen haben, zielen mehrere Punkte genau darauf ab, diese Nähe zu vermeiden. Die Bedingung ‘Nähe zu dem Versuchsleiter und Art seines Auftretens‘ hat, im Gegensatz zur Versuchsperson im Milgram-Experiment, beim Mitarbeiter im Tierheim, weniger Bedeutung. Der Grund hierfür mag wiederum in dem unterschiedlichen Setting liegen. Hier handelt es sich nicht um eine einmalige Situation, in der der Einfluß des Versuchsleiters vorrangig ist, sondern um einen angehenden Beruf, bei dem der Mitarbeiter tagein tagaus mit der Institution konfrontiert ist und in deren Namen arbeitet. Wichtig ist daher beim Mitarbeiter im Tierheim die Bedingung der ‘Hintergrundautorität‘. Sie spielt eine wesentliche Rolle, da durch sie ein neues institutionalisiertes Selbst aufgebaut werden kann.

4.2. Fallbeispiel

4.2.1. Barnes' Biographie

Wie wir anhand des Milgram-Experiments und der Mitarbeiter in Tierheimen gesehen haben, spielen die verinnerlichten Wertvorstellungen eine zentrale Rolle bei der Entstehung eines großen psychischen Konflikts. Denn die Aufforderung, gegen die eigenen Wertvorstellungen zu handeln, bedeutet, daß sich im Individuum zwei miteinander unvereinbare innere, psychische Forderungen gegenüberstehen. Werden jedoch an eine Person Anforderungen gestellt, die innerhalb ihrer eigenen Wertvorstellungen liegen, können sie ohne Konflikte erfüllt werden. Die Art der verinnerlichten Wertvorstellungen bestimmt demnach, ob bei der Aufforderung zu einer bestimmten Handlung, ein psychischer Konflikt auftritt oder nicht.

Das folgende Beispiel soll zeigen, wie die Art der verinnerlichten Wertvorstellungen einem Menschen ermöglicht, ohne jeglichen psychischen Konflikt, Tierexperimentator zu werden und wie es aufgrund veränderter Wertvorstellungen der gleichen Person nicht mehr möglich ist, Experimente an Tieren durchzuführen.

DONALD J. BARNES schreibt über seine Entwicklung zum Tierexperimentator und wie er nach 16jähriger Berufsausübung zum Gegner der Vivisektion wurde:

„Don“, sagte ein Bekannter zu mir kürzlich, „ich will Ihr Engagement für die Prinzipien der Antivivisektionsbewegung nicht in Frage stellen, aber Sie

haben doch selbst sechzehn Jahre lang Vivisektion durchgeführt. Was hat eine derart schnelle und radikale Veränderung Ihrer Überzeugung herbeigeführt?‘ Mir wurde die Frage viele Male gestellt, und von einer Person mehr als von allen anderen... von mir selbst. Die Antwort hat sich mit der Veränderung meiner Wertvorstellungen geändert, jedoch ständig und in ein und derselben Richtung“ (BARNES dokumentiert in SINGER 1988, S. 238). Betrachten wir chronologisch die Evolution BARNES‘ Wertvorstellungen, um alles zu verstehen:

a) Kindheit: Fünftes bis Siebtes Lebensjahr

1941, kurz vor seinem fünften Geburtstag kauften seine Eltern eine Farm von 20 Morgen in Südkalifornien. Denn sie mochten und verstanden das Stadtleben nicht; ihr Umzug auf eigenes Land versprach Sicherheit und Unabhängigkeit.

Das Land ernährte und kleidete sie. Sie bauten eigene Feldfrüchte und Gemüse an. Den Überschuß verkauften sie von Tür zu Tür mit höchstem Gewinn. Tiere waren ein Teil ihrer Existenz. Sie zogen Schweine, Rinder und Hühner für Fleisch, Eier und Milchprodukte auf, stampften eigene Butter und tranken Milch ohne Pasteurisierung und Homogenisierung. Sie behandelten, BARNES‘ Schilderung nach, ihre Tiere mit Liebe und Respekt, aber immer im Bewußtsein, daß sie nicht ihrer selbst willen auf der Welt waren, sondern um ihnen zu dienen. Das Schlachten wurde so zweckmäßig wie möglich mit dem Beil und einem Hackklotz für das Geflügel vorgenommen und mit einer wohlplazierten Kugel für die größeren Tiere. „Ihr Tod löste rätselhafte Fragen in mir aus, er wurde aber bald als notwendig akzeptiert, denn das war das Ethos einer Farm“ (BARNES dokumentiert in SINGER 1988, S. 239).

b) Kindheit – Präadoleszenz - Frühadoleszenz: Siebtes bis ca.14. Lebensjahr
Als BARNES etwa sieben Jahre alt war, kaufte der Vater ihm und seinem Bruder einen Esel. Sie hatten sich zwar ein Pferd gewünscht, aber sie wurden von ihrem Vater überzeugt, daß ein Pferd wirtschaftlich nicht gerechtfertigt wäre, weil es für die Farm keinen Nutzen hatte. Sie lernten bald, daß der Esel für sie nicht nur ein Spielzeug sein sollte. Auf einer Farm gibt es nämlich viel zu transportieren, der Esel wurde vor einen Karren gespannt und die Buben führten bald den täglichen Transport aus. Trotzdem wurden der Esel und BARNES enge Freunde, und sie verbrachten zusammen viele glückliche Stunden bei der Erkundung des umliegenden Landes.

Es gab auch noch viele andere Tiere, die in den Dienst gestellt wurden. Manche Tiere stellten jedoch eine Bedrohung für ihre Lebensweise dar. So beispielsweise Gopher (rattenähnliches Nagetier) und Erdhörnchen, indem sie im Boden des Obstgartens wühlten und Gemüse und die Wurzeln der Bäume fraßen. Die Felder wurden durch eine einzige Quelle, die in Bewässerungsgräben geleitet wurde, bewässert. Wenn ein Gopher in der Nähe eines Bewässerungsgrabens grub, wurde das Loch mit Steinen und Erde gefüllt, damit das Wasser nicht in dem Gopherbau verschwinden konnte. Skunks (Stinktiere) stellten zwar keine unmittelbare physische Bedrohung dar, sie waren aber ein ständiger Ärger, andere Wildtiere, wie Klapperschlangen, Wiesel oder Koyoten, wurden als Eindringlinge angesehen und als potentielle Feinde für Hühner und den Eiervorrat. BARNES bekam für jedes Erdhörnchen, das er fing und schoß, 25 Cents und 10 Cents für jeden Gopher. Er lernte früh, ohne Schuldgefühle zu töten, denn er tat es im Auftrag seiner Eltern, um der Familie zu helfen.

c) Vermutlich Frühadoleszenz bis Postadoleszenz

Nach mehreren Jahren zog er mit seiner Familie nach Colorado, und das Leben auf der Farm war für immer vorbei. Aber jetzt wurde er auf die Jagd und zum Fischen mitgenommen und er wurde auf beiden Gebieten recht tüchtig. Für die Familie war dies eine vollkommen akzeptable Lebensweise, obwohl sie das Fleisch, das sie auf diese Art beschafften, nicht unbedingt nötig hatten.

d) Frühes Erwachsenenalter (ca. 24 Jahre): Ausbildung und Assistentenstelle

1960 bereitete BARNES seine Promotion in Krankenhauspsychologie [vermutlich Klinische Psychologie, angemerkt von A.K.] vor und war sich der ethischen Verantwortung bei der Arbeit mit psychiatrischen Patienten bewußt. Er bekam eine Anstellung als Lehramtsassistent an der Ohio State University. Seine Aufgabe war, Collegestudenten die Prinzipien des Lernens durch den Gebrauch von conditio-operans-Verfahren bei Ratten zu vermitteln. BARNES dazu: „Das war kein Problem für mich, da meine ganze Vergangenheit darin bestanden hatte, andere Tiere zu meinem Nutzen zu gebrauchen, und ich demonstrierte gewandt die Wirksamkeit verschiedener Trainingsverfahren, einschließlich des Gebrauchs von Elektroschocks als ‚negativer Verstärkung‘“ (BARNES dokumentiert in SINGER 1988, S. 241).

e) Erwachsenenalter (ca. 30 Jahre): Leiter eines Laboratoriums

Sechs Jahre später, nachdem er seine Assistentenzeit beendet und an der ‘US Air Force Officers Training School‘ promoviert hatte, wurde ihm die Leitung eines Laboratoriums übertragen; die Air Force hatte beschlossen, eine Methode zu entwickeln, um die Wirkung pulsierender Ionisierungsbestrahlung auf das Verhalten nicht-menschlicher Primaten zu

bestimmen. (Für das Verteidigungsministerium ist ein Psychologe ein Psychologe: es spielte keine Rolle, daß er Krankenhauspsychologe war). BARNES erhielt ein relativ großes Budget von 200.000 bis 300.000 Dollar pro Jahr und die Freiheit, das Programm nach seinen Wünschen aufzustellen. Ihm standen Soldaten und Zivilisten zur Verfügung, die meisten mit akademischem Grad. Außerdem bekam er die Gelegenheit, zu anderen Labors zu reisen, mit Agenturen zu sprechen, die Geldmittel vergaben, und andere Wissenschaftler zu konsultieren.

Da BARNES Krankenhauspsychologe war, war sein Vokabular für diese Arbeit nicht geeignet. Er beschloß, etwas über experimentelle Psychologie zu lernen und schloß einen Vertrag mit der Baylor University in Waco, Texas. Die Baylor University hatte eine Primateneinrichtung, in der Affen ausgebildet werden sollten. Sie stellten zwei bis drei graduierte Studenten zur Verfügung, die unter BARNES' Leitung als 'Assistenten' an der Schule für Raumfahrtmedizin arbeiten sollten. BARNES lernte von den Studenten und von ihren Professoren.

Die Experimente, die in diesem Rahmen durchgeführt wurden, waren folgende: „Im Verlauf einer Strahlungsverletzung wird das gastrointestinale System frühzeitig angegriffen. Wir konnten daher nicht ohne weiteres Futter oder 'positive Verstärkung' verwenden, um die Affen zu trainieren; wenn sie aufhören würden zu ‚arbeiten‘, konnten wir das dann nicht ihrer Unfähigkeit zu arbeiten zuschreiben. Die Tiere hatten vielleicht einfach keine Lust zu fressen. Wir mußten uns deshalb bei unseren Experimenten auf das Anwenden von Schocks oder 'negative Verstärkung' beschränken. Wir glaubten, wir müßten den Tieren den stärksten Anreiz geben, um Interpretationsschwierigkeiten zu vermeiden, die auf ‚Motivierung‘ beruhten. Wir kauften deshalb bei 'Behavioral Research Systems Electronics'

besonders konstruierte Schockgeräte. Diese Geräte lieferten zwischen 0 und 50 mA bei 12.000 Volt. Der Ausgang der Schockgeräte wurde an ‚Schockplatten‘ angeschlossen, Metallplatten unter den Füßen der Affen, die auf starken Federn befestigt waren, um den Kontakt mit den Füßen sicherzustellen. Es war unmöglich, die Stärke des Schocks, den jedes Tier erhielt, zu messen, weil Hautfestigkeit, Schweiß oder die Federspannung des jeweiligen Schockgeräts relativ unkontrolliert waren. Die Trainingssituation wurde deshalb absolut empirisch, weil das Schockgerät hochgedreht wurde, bis das Tier zu reagieren begann. In vielen Fällen war das ein sehr hohes Schockniveau, da die meisten Affen sehr jung und passiv waren und eher dazu neigten, sich zurückzuziehen als auszuschielen, wenn sie verletzt wurden. Die aggressiveren Tiere erhielten weniger Schocks, weil sie häufiger reagierten und deshalb eher die vom Experimentator gewünschte Reaktion zeigten; an diesem Punkt wurde der Schock beendet. Aber wehe dem Affen, der sich zurückzog, der sich selbst zu verstümmeln begann, der zu entkommen versuchte: ich habe mehr als einen Affen an Herzflimmern sterben sehen, das von wiederholten Stromstößen verursacht wurde“ (BARNES dokumentiert in SINGER 1988, S. 242 f.).

f) Es gibt zwei Fragen, die an dieser Stelle gestellt werden müssen:

1. Wie kann jemand den Tieren so etwas antun?
2. Und warum sollte jemand so etwas überhaupt tun?

Ad 1.) BARNES versucht, seine Gedanken, die ihn während derartigen Forschungen bewegten, wiederzugeben: „Zunächst, warum sollte ich keine anderen Tiere für meine Zwecke verwenden? Ich stellte ein klassisches Beispiel für das dar, das ich ‚konditionierte moralische Blindheit‘ nennen will. Mein ganzes Leben hatte darin bestanden, für den Gebrauch von Tieren

belohnt zu werden, indem ich sie als Quelle für menschliches Wohlbefinden oder Vergnügen behandelte. Es hatte nicht eine einzige Person gegeben, die die Kühnheit besaß, mich wegen meines Verhaltens zu anderen Tieren zur Rede zu stellen. Natürlich war ich gut zu Tieren; natürlich mochte ich meine Lieblinge; natürlich hatte ich mich ohne Frage um einen kranken Vogel, ein Kaninchen, einen Hund oder eine Katze gekümmert. Andererseits aber konnte ich mein Zartgefühl einen Augenblick später betrügen, indem ich ein Hühnchen oder ein Kaninchen oder Erdhörnchen oder ein Stück Rindfleisch aß. Das war in meinen Augen etwas ganz anderes; das war ‚Fleisch‘. Das Wort ‚Fleisch‘ ist ein Mittel, uns von den Tieren, die wir verspeisen, zu distanzieren, geadeso wie ‚negative Verstärkung‘ [diese Bezeichnung dafür, angemerkt von A.K.] ein Mittel ist, uns davon zu distanzieren, wenn wir eine Kreatur, die Schmerz genauso empfindet, wenn nicht sogar stärker als wir Menschen, mit Stromstößen behandeln“ (ebd., 1988, S. 243).

Von 1971 bis 1972 besuchte BARNES noch einmal die Ohio State University und hörte ein Jahr experimentelle Psychologie. Er sprach dort offen über seine Arbeit, die er getan hatte, spürte aber das Unbehagen unter seinen Kommilitonen und einigen Professoren. „Sie sagten zwar nichts – aber ich spürte ihre Zurückhaltung“ (ebd., S. 244). Er studierte mit einem Ethologen aus Großbritannien, mit physiologischen Psychologen, Lernpsychologen, Motivationspsychologen und Sozialpsychologen aus den USA und mit Graduierten aus allen Bereichen. „Niemals wurde die moralische Frage angeschnitten. Wir diskutierten einerseits die Wirkungen früher Stimulation auf spätere Entwicklung, andererseits die Auswirkung von Hirnverletzungen auf visuelles Verhalten. Die ganze Skala der Forschung wurde stillschweigend als ethisch definiert. Es gab niemals irgendeine Frage.

Warum hätte ich mich nicht an einer derartigen Forschung beteiligen sollen?“ (ebd.).

BARNES schreibt über seine Amtszeit als Psychologe, daß er damals HARRY HARLOW für eine ‘Superperson‘ hielt [sic]. Ich bin bereits darauf eingegangen, welche Art von Forschung HARLOW betrieben hat (vgl. Abschnitt 2.2.10.b). Die Rechtfertigung von HARLOWS Forschung war, ein Modell von Psychopathologie zu entwickeln, das bei der Arbeit mit Menschen eingesetzt werden soll. BARNES dazu: “Heute kann ich nicht verstehen, daß ich die Stichhaltigkeit dieser Forschung nicht schon vor zwanzig Jahren in Frage stellte. Als praktizierender Krankenhauspsychologe würde ich niemals in der Literatur über nicht-menschliche Lebewesen nachlesen, um ein Modell für einen Patienten zu finden. Die Arbeit bringt einfach keinerlei Nutzen. Das ist ein weiteres Beispiel für ‘konditionierte moralische Blindheit‘, obwohl man nicht einmal das ethische Problem betrachten muß, um den Irrtum dieser Forschung zu erkennen“ (ebd., 1988, S. 245).

Ad. 2.) Warum sollte jemand diese Art von Experimenten durchführen, wie es BARNES tat?

BARNES erklärt, daß man ihm natürlich einen Grund nannte, warum diese Art der Forschung durchgeführt werden mußte. Der Grund war, daß die Air Force die Überlebensfähigkeit und Verwundbarkeit ihrer Waffensysteme kennen müsse, damit sie verbessert werden konnten. Sie haben versucht, die Elektronik gegen die Wirkung von Strahlung zu ‘härten‘. Der Mensch ist jedoch auch ein ‘Grundbestandteil‘ der meisten Waffensysteme der Air Force (z. B. der Flugzeuge). Daher, so wurde argumentiert, muß die Verwundbarkeit des menschlichen ‘Subsystems‘ erforscht und definiert werden.

BARNES Aufgabe wurde es, Wahrscheinlichkeitsschätzungen in bezug auf das Funktionieren der Flugzeugbesatzung nach Nuklearbestrahlung durchzuführen. Denn wenn beispielsweise der Pilot (Kopilot, Bombenschütze, usw.) nach 500 rad ins Koma fiel, machte es keinen Sinn, eine Unmenge an Zeit und Geld in die 'Härtung' elektronischer Bauteile zu investieren, damit diese 10.000, 15.000 oder 20.000 rad widerstehen konnten. Ich bin sicher, nicht erst auf den Mangel an humanen Erwägungen hinweisen zu müssen, der dieser Forschung anhaftet: Ziel der Mission ist, daß der Auftrag ausgeführt wird und die Bomben abgeworfen werden. Niemand erwartet, daß die menschlichen Bediener dieser Waffensysteme von ihrer Mission zurückkehren.

Eine Lösung böte sich an, nämlich den Menschen aus dem Waffensystem herauszunehmen. Das wäre aufgrund der heutigen Technologie möglich. Es wird aber nicht getan. Warum? BARNES dazu: „Weil die Zukunft der US Air Force von der Person im Cockpit abhängt. Die US Air Force ist eine in sich geschlossene bürokratische Institution. Sie verewigt sich selbst und hat Verteidigungsmechanismen entwickelt, um ihre eigene Vernichtung zu verhindern, während sie andere Strategien zur Verteidigung der Vereinigten Staaten entwickelt; beide Systeme sind hochentwickelt und ‚gehärtet‘ gegen Angriffe. Um den Status quo zu schützen, werden Projekte, die ihn erhalten, anerkannt; jene, die ihn bedrohen, werden abgelehnt“ (BARNES 1988, S. 246 f.). Wenn sie den Menschen nicht aus dem System herausnehmen können, müssen sie einen Weg finden, um sicherzustellen, daß das System mit dem Menschen funktioniert. Deshalb werden Milliarden Dollar ausgegeben, um den existierenden bürokratischen Apparat zu rechtfertigen.

g) Akzeptanz der Rolle als Experimentator

„In dieser Rolle akzeptierte ich die Probleme, wie sie mir von meinen Vorgesetzten umrissen wurden. Wie kann man aber in der Praxis die Verwundbarkeit des ‚menschlichen Bedieners‘ durch Strahlung bestimmen? Es ist eine Tatsache, daß es in der biomedizinischen Forschung keinen Ersatz für den Menschen gibt. Das Problem besteht allerdings darin, daß man einen Stellvertreter für die Experimente finden muß, die für Menschen schädlich sein könnten. Der nicht-menschliche Primat gilt als unser engster Verwandter, auf ihn fällt offensichtlich die Wahl“ (ebd., S. 247). BARNES schreibt weiters über das Problem im Zusammenhang mit dieser Art der Forschung, daß es eben keinen extrapolativen Index, keine Formel für die Voraussage menschlichen Verhaltens aus dem Verhalten nicht-menschlicher Primaten gäbe, denn sonst besäße die biomedizinische Wissenschaft eine Fülle von Informationen. Viele der Probleme wären bereits gelöst worden, denn Millionen nicht-menschlicher Primaten wurden zu diesem Zweck geopfert. „Ich erkannte aber diese simple Tatsache nicht, und da ich davon überzeugt war, nicht-menschliche Lebewesen seien für menschliche Zwecke da, akzeptierte ich blind die Prämisse, ‚dicht daran sei besser als nichts‘ und machte mich daran, ein ehrgeiziges Programm aufzustellen für die Bestrahlung trainierter Affen, um dann die Ergebnisse auf hypothetische menschliche Situationen zu extrapolieren. Sehr viel später traten dann Ereignisse ein, die mich dazu zwangen, meine Position zu überdenken. Obwohl mir der Kausalzusammenhang, der mich vom Experimentator zum Aktivist für Tierrechte werden ließ, nicht mehr klar ist, kann ich mich an einige Ereignisse erinnern“ (ebd., S. 247 f.).

h) Langsam beginnende Zweifel an der Wissenschaftlichkeit seiner Forschung

„Ich muß gestehen, daß ich einige Jahre lang einen Verdacht bezüglich der Nützlichkeit der von uns gesammelten Daten gehegt hatte“ (ebd., S. 248). Damals akzeptierte BARNES aber allzu bereitwillig die Argumente der US Air Force, daß sie der Welt einen wichtigen Dienst erwiesen. „Ich benutzte diese Versicherung als Scheuklappen, um die Realität dessen, was ich ‘vor Ort‘ sah, nicht zu erkennen; und obwohl die Scheuklappen nicht immer bequem waren, dienten sie mir doch als Schutz vor den Unsicherheiten, die mit einem möglichen Verlust von Status und Einkommen verbunden wären. Heute scheint es total unverständlich, wie ich in der Lage war, meine Augen vor der Künstlichkeit der von mir betriebenen Forschung zu verschließen. Die Daten, die wir über die Auswirkungen von ionisierender Bestrahlung auf das Verhalten sammelten, wurden als Eingaben in ‘Modelle‘ des Operationssystems benutzt. In diesem Stadium waren die Zahlen selbst zu ‘Wahrheiten‘ geworden. Die Tatsache, daß sie in höchst künstlichen Situationen von nicht-menschlichen Primaten gewonnen worden waren, war vergessen oder ignoriert. Die bloße Tatsache, daß sie existierten, um als Eingabe bei computergesteuerten ‘Kriegsspielen‘ benutzt zu werden, rechtfertigte ihre Gültigkeit“ (ebd.).

i) Bewußtes Hinterfragen der Nützlichkeit seiner Forschung und massive Kritik an dieser

BARNES berichtet, wie sich seine Einstellung änderte, als er zuließ, die Nützlichkeit seiner Forschung zu hinterfragen. Seine Scheuklappen fielen dann eines Tages ab und er konfrontierte Dr. ROY DeHART, Commander der ‘US Air Force-Schule für Raumfahrtmedizin‘ mit der Unzulänglichkeit

der von ihm betriebenen Forschung. Er argumentierte, daß es bei einem nuklearen Konflikt höchst unrealistisch wäre, wenn sich Einsatzkommandos auf Tabellen und Zahlen verlassen würden, die auf Daten von Rhesusaffen basierten, um Schätzungen für mögliche Streitmachtstärke oder Zweitschlagfähigkeit zu gewinnen. Dr. DeHART versicherte den unschätzbaren Wert dieser Daten und erklärte: „Sie werden nicht wissen, daß die Daten auf Tierversuchen basieren“ (ebd., S. 249). Diese Auseinandersetzung wirkte sich verheerend auf seinen Status in der Raumfahrtmedizin aus.

j) Emotionale und kognitive Veränderungen seiner Einstellung

„Rückblickend wird mir klar, daß meine sich verändernde Einstellung zur Forschung von Veränderungen auf der gefühlsmäßigen und der intellektuellen Ebene begleitet wurde“ (ebd., S. 249). Er schreibt, wie er während seiner 16jährigen Forschung nicht-menschliche bestrahlte Primaten auch tötete, um ihnen weiteres Leiden zu ersparen. Er war kein ausgebildeter Physiologe, doch er glaubte geschickt genug zu sein, um eine Vene zu finden. Allerdings stellte er sich jedesmal die Frage, ob er denn das Recht habe, das zu tun. „Ich weiß heute, daß eine Stimme in mir mit ‘Nein‘ antwortete, doch ich glaubte, ich hätte keine andere Wahl“ (ebd.).

k) Entscheidende Wende seiner Einstellungsänderung

Zu der entscheidenden Wende seiner Einstellungsveränderung kam es 1979, als er gebeten wurde, mit einem jungen Statistiker zu sprechen, der eben erst in das Labor gekommen war und anscheinend recht verstört gewesen war, als er sah, wie die Affen Elektroschocks bekamen, wenn sie ihre ‘Pflichten‘ nicht richtig erfüllten; er hatte Bemerkungen über die Inhumanität des Projekts

gemacht. BARNES sollte diese unangenehme und kritische Situation retten. Könnte er es? „Natürlich! Ich zählte dem Burschen alle abgedroschenen Argumente auf. Ich sprach von der ‘Notwendigkeit‘ für die Forschung, rechtfertigte den Grund für den Gebrauch von Elektroschocks, erklärte, warum wir Affen verwendeten. Er nahm mir die Argumente ab, ich aber hatte während des Gesprächs meine Überzeugung verloren“ (ebd., S. 250).

Als er danach beauftragt wurde, ein weiteres Experiment mit vier Rhesusaffen durchzuführen, die mit 360 rad Gammastrahlen bestrahlt werden sollten, um das Verhalten der Affen in den folgenden zehn Stunden zu bestimmen, erhob er Einspruch. Er wußte, daß diese Bestrahlung auf die Leistung der Affen keinen Einfluß hätte. Außerdem ist eine Population von vier Affen statistisch gesehen nicht zu rechtfertigen. Das Ergebnis wäre wissenschaftlich ungültig. Außerdem kannte BARNES die Affen und wurde immer kritischer im Hinblick darauf, wie sie ‘gebraucht‘ wurden. Er wollte diese Tiere nicht in einem sinnlosen Projekt ‘gebrauchen‘. Dennoch hätte er zu diesem Zeitpunkt noch nicht gezögert, sie in einem Projekt einzusetzen, das er für wichtig hielt: „Diesen Punkt in meiner ‘Umwandlung‘ hatte ich noch nicht erreicht“ (ebd.). In einer Arbeitskonferenz brachte er seine Einwände vor, die anderen Fachleute, einschließlich seines Vorgesetzten stimmten zu, daß das Experiment negativ verlaufen würde; die Affen würden in der zehnstündigen Beobachtungszeit nach der Bestrahlung keine Verhaltensänderungen zeigen. Sie stimmten zu, daß man das Experiment durch sorgfältiges Studium der Fachliteratur, ersetzen könnte. Trotzdem hatte sein Vorgesetzter Angst, dieses Verfahren anstatt des Experiments zu genehmigen. Er versprach jedoch, mit seinem Vorgesetzten darüber zu sprechen.

BARNES dazu: „Je höher hinauf man in der Befehlskette kommt, desto weniger kompetenten Rat kann man erwarten, heißt es. Das hier war keine Ausnahme; mir wurde befohlen, das Experiment aus politischen Gründen [sic!, angemerkt von A.K.] durchzuführen. Meine Reaktion war alles andere als zustimmend; es wurden Schritte unternommen, um mich loszuwerden, da ich zu einer Stachel im Fleisch der Bürokratie geworden war. Ich wurde gefeuert“ (ebd., S. 251).

Ethische Werte waren in diesem Bereich nicht gewünscht. BARNES war in einem bürokratischen Sumpf gefangen, in dem er bestraft wurde, als er eine Autorität in Frage stellte.

Dennoch hatte sich BARNES bis jetzt nur gegen die Verschwendung von wertvollen Ressourcen (Tiere) an schlechte Wissenschaft gewehrt. Sein Mitgefühl für die Tiere war noch nicht bewußt vorhanden. „Welches Mitgefühl für die Labortiere auch vorhanden sein mochte, es war noch in seinem Käfig, ausgesperrt aus meinen Gedanken“ (ebd.).

BARNES schreibt über seine ungerechte Behandlung: „Ich war verletzt, verwirrt und wütend. Ich hielt nach Munition Ausschau, nach Werkzeugen der Vergeltung. Ich rief den Generalinspektor an, beklagte falsches Management und Verschwendung von Regierungsmitteln. Ich beantragte Wiedereinsetzung bei den entsprechenden Behörden. Ich sprach mit der Presse. Ich schrieb an humanitäre Organisationen, und während ich diese Briefe schrieb, erkannte ich in zunehmendem Maße, daß meine Arbeit und die Forschungsbemühungen meiner Kollegen inhuman und ohne Wert gewesen waren“ (ebd., S. 252).

Als Biomediziner war er von Organisationen, die sich für Tiere einsetzten, ziemlich abgeschirmt worden. Im Rahmen des Laboratoriums galt es als üblich, ein Vorurteil gegen die Antivivisektionsphilosophie zu haben.

Während seiner gesamten Berufslaufbahn waren nie Fragen der Moral und Ethik bezüglich des Gebrauchs von Labortieren diskutiert worden.

1) Wie kam es schließlich zur totalen Veränderung seiner Wertvorstellungen?
„In meiner Wut und Enttäuschung hatte ich eine plötzliche Erkenntnis: die Forschung, die ich durchgeführt hatte und die in meiner Abwesenheit fortgeführt wurde, war nicht nur wissenschaftlich unrecht, sie war inhuman. Ich war entsetzt über meine vergangene Unempfindlichkeit und beschloß, jene Projekte, von denen ich wußte, daß sie wertlos und grausam waren, aufzuhalten“ (ebd., S. 252). BARNES schrieb an die ‘Humane Society of the United States’ und es entstand eine lebhafte Diskussion mit Dr. SHIRLEY McGREAL von der ‘International Primate League’ - eine Korrespondenz, die ihn schließlich zur humanitären Bewegung führte.

Er gewann seinen Prozeß um Wiedereinstellung, kehrte an die Schule für Raumfahrtmedizin zurück und forschte nun über Alternativen zum Gebrauch von Tieren. Denn jetzt konnte er nicht mehr mit Tieren experimentieren. Als er jedoch wieder in das Labor zurückkehren sollte, gab er seine Stelle auf und fand Beschäftigung in der humanitären Bewegung.

„Meine Wertvorstellungen sind heute ganz andere als die im Jahr 1980. Rückblickend erkenne ich, daß ich an meinen konditionierten Überzeugungen festhielt, bis sie durch Logik und den Nachweis ihrer Ungültigkeit ins Wanken gerieten. 1980 konnte man mich noch drängen, Forschung mit nicht-menschlichen Lebewesen in ‘bessere’ und ‘schlechtere’ Kategorien zu trennen. Die Restlogik von ‘notwendiger medizinischer Forschung’ blieb bis zu einem gewissen Grad; die anthropozentrische Auffassung wurde langsam durch den erhöhten Respekt vor anderen Lebensformen ersetzt. Als Folge davon fielen Fleisch als Nahrungsmittel, Leder als Kleidung und Rodeos und

Zirkusveranstaltungen als Unterhaltung weg. Meine Empfindungen beim Anblick eines Pelzmantels wechselten von neidischer Bewunderung zu Gleichgültigkeit, zu Mitleid, schließlich zu Ekel und Abwehr.

Ich änderte meine Auffassungen nicht schnell und nicht ohne Kampf und Groll. Ich hoffe nur, daß ich durch den Wechsel in meinen eigenen Auffassungen dazu befähigt worden bin, ähnliche Veränderungen in den Anschauungen jener herbeizuführen, die ohne Nachdenken die Experimente heute noch fortsetzen“ (ebd., S. 253).

Wie ich anhand des Milgram-Experiments und des Beispiels der Entwicklung zum Experimentator versucht habe zu zeigen, spielen Internalisierungen sehr wohl eine große Rolle bei der Entstehung von Schuldgefühlen und der Art des moralischen Urteils einer Person. Die Versuchspersonen im Milgram-Experiment empfanden einen deutlichen Konflikt bei der Instruktion, Versuchspersonen zu quälen, da diese gegen ihre verinnerlichte Wertvorstellung sprach. Anhand des Beispiels des Experimentators BARNES läßt sich erkennen, daß gerade seine verinnerlichten Wertvorstellungen ihm ermöglichten, *ohne* Konflikte grausame Experimente mit Tieren durchzuführen. (Es geht hier nicht um eine Gleichstellung von Menschen- und Tierexperimenten, sondern um eine Erklärung zu Internalisierungen).

4.2.2. Interpretation von Barnes' Biographie im Lichte der theoretischen Konzepte

Ad a) Kindheit: Fünftes bis Siebtes Lebensjahr

BARNES beschreibt, wie die Familie auf der Farm lebte und es selbstverständlich war, Tiere ihrer Nützlichkeit wegen zu halten. Genauer gesagt, wurden Tiere nur darum gehalten, um ihnen zu dienen. Diese Wertvorstellungen waren in der Familie allgegenwärtig und wurden von BARNES als er etwa fünf Jahre alt war, verinnerlicht. In der psychosexuellen Phasenlehre spricht man von der ödipalen Phase, die zu dieser Zeit abgeschlossen wird. Mit dem Abschluß dieser Phase wird das Über-Ich und das Ich-Ideal errichtet. Das Über-Ich schafft die innere Moral und vertritt sozusagen die Eltern auch in deren Abwesenheit (vgl. ELHARDT 1971, S. 95 f.). Das Über-Ich entsteht u.a. aus Identifizierungen mit den Elternfiguren und deren ethischen und moralischen Einstellungen. Diese Identifizierungen bilden den organisierten Kern des Über-Ichs, um den sich weitere Identifizierungen aus späteren Entwicklungsstadien, vor allem während der Pubertät, bilden. Das Über-Ich ist in FREUDS zweiter Theorie des psychischen Apparats jene Instanz der Persönlichkeit, die dem Ich gegenüber die moralischen und ethischen Gebote und Verbote sowie die handlungsleitenden Ideale vertritt (SCHUSTER et al. 1994, S. 37).

Über das Schlachten schreibt BARNES, daß es in ihm rätselhafte Fragen auslöste, aber von ihm bald als notwendig akzeptiert wurde. Die Eltern gaben ihm vermutlich die Antwort, daß es notwendig und normal sei, Tiere zu töten und daß Tiere dafür da seien. Ich denke, daß hier die erste Verdrängung in bezug auf das Töten von Tieren stattfindet und sich diese vermutlich

traumatische Erfahrung später in Szene drängt, als BARNES selbst Tiere tötet (vgl. Punkt j).

Ad b) Kindheit – Präadoleszenz – Frühadoleszenz: Siebtes bis ca. 14. Lebensjahr

Bis etwa zum 11. Lebensjahr spricht man in der Phasenlehre von der sogenannten Latenzzeit. Es ist eine Zeit in der das Lernen und praktische Können im Vordergrund stehen. Es kommt zu einer wachsenden Kontrolle des Ichs und des Über-Ichs über die Triebe. Die Ich-Entwicklung ist wesentlich, um die Pubertät meistern zu können. Triebenergien können auf verschiedene Gebiete wie Ideale, Normen, Interessen, soziale Bereiche verlagert werden. Eine strengere innere Kontrolle (Über-Ich) zeigt sich in motivierten und zielgerichteten Haltungen (vgl. REITER 1995, S. 23). Für ERIKSON ist das die Phase, in der das Kind sagen könnte: „Ich bin das, was ich lerne“ (MENTZOS 1997, S. 101 f.). Das Kind verlegt in dieser Phase sein Interesse auf die Bewältigung der Realität und die Entwicklung von Fähigkeiten, die ihm ein erfolgreiches und sinnvolles Tun ermöglichen. PIAGET zu Folge ist das die Periode der konkreten Operationen, in der das Kind die Lern- und Denksysteme seiner Kultur übernimmt und wichtige Klassifizierungen vornimmt.

BARNES lernt zu dieser Zeit wieder und wahrscheinlich intensiver als zuvor, daß Tiere für den Menschen einen Nutzen haben müssen und sonst nicht gehalten werden. Er wünscht sich ein Pferd, bekommt aber einen Esel und wird von seinem Vater überzeugt, daß ein Pferd nicht wirtschaftlich sei. Außerdem übernimmt BARNES die Klassifizierungen der Eltern, daß bestimmte Tiere eine Bedrohung für ihre Existenz darstellen, als Feinde gesehen werden und getötet werden müssen. Gerade in dieser enorm

wichtigen Entwicklungsstufe des Lernens, der damit verbundenen Gratifikationen und der Zeit der stabilen Identifizierungen, wird BARNES aufgetragen, Tiere zu töten. Er wird für das Töten sogar belohnt! Das Töten wird als notwendig und sinnvoll erlebt und verspricht darüber hinaus Anerkennung im Rahmen der Familie. Deshalb stellt es für ihn kein Problem mehr dar - das war in Punkt a) 'Kindheit: Fünftes bis Siebtes Lebensjahr' noch anders - und erzeugt auch keine Schuldgefühle.

Ad c) Vermutlich Frühadoleszenz bis Postadoleszenz

Der Adoleszente befindet sich im Übergang vom Kind zum Erwachsenen. Seine Strukturen sind gelockert, weil seine frühen Strukturen der Kindheit in neue Strukturen integriert werden müssen. Dieser Lebensabschnitt ist für die Ausbildung der Persönlichkeit mindestens genauso wichtig, wie die Kindheit. In der Frühadoleszenz bleibt die Familie weiterhin das Zentrum des Lebens (vgl. REITER 1995, S. 25). BARNES wird auf die Jagd und zum Fischen mitgenommen und sehr tüchtig darin. Es stellt in seiner Familie eine Selbstverständlichkeit dar, obwohl sie es zum Leben nicht mehr nötig hat. BARNES tötet Tiere also auch in dieser wichtigen Phase der Identitätsbildung ohne Schuldgefühle.

Ad d) Frühes Erwachsenenalter (ca. 24 Jahre): Ausbildung und Assistentenstelle

Als BARNES eine Assistentenstelle angeboten bekommt und Tieren Elektroschocks verabreichen muß, stellt es überhaupt kein Problem für ihn dar. BARNES hat im Verlauf seiner ganzen Kindheit und Jugend Tiere für seine Zwecke benützt und wurde dafür belohnt. Warum sollte er plötzlich Probleme damit haben?

Ad e) Erwachsenenalter (ca. 30 Jahre): Leiter eines Laboratoriums

BARNES wird Leiter eines Laboratoriums, wo er unter optimalen finanziellen Bedingungen arbeiten und das Forschungsprogramm nach seinen Wünschen zusammenstellen kann. Ihm kommt ein hoher Status zu, der sicherlich eine narzißtische Befriedigung gewährt.

Wiederum wird er dafür belohnt, daß er Tiere benützt; diesmal im Rahmen der Wissenschaft. Das Argument für das Benützen der Tiere ist das gleiche wie in seiner Kindheit: Der Gebrauch von Tieren stelle eine Notwendigkeit dar. Die Frage der Moral wird ebensowenig gestellt bzw. rationalisiert wie in seiner Kindheit, als der Tod der Tiere in ihm noch rätselhafte Fragen auslöste.

BARNES führt in dieser Phase seines Erwachsenenalters qualvolle Experimente mit Affen durch. Er rechtfertigt die Verabreichung von Elektroschocks mit dem Argument der Notwendigkeit aus Gründen der Empirie und schreibt dabei nichts über seine Gefühle. Diese Form der Abwehr wird als Rationalisierung bezeichnet und beschreibt eine sekundäre Rechtfertigung von Verhaltensweisen durch Scheinmotive (vgl. MENTZOS 1997, S. 64).

Ad f) Es gibt zwei Fragen, die an dieser Stelle gestellt werden müssen:

1. Wie kann jemand den Tieren so etwas antun?
2. Und warum sollte jemand so etwas überhaupt tun?

Zur ersten Frage: Angesichts seiner gesamten bisherigen Entwicklung ist es wirklich nicht besonders verwunderlich, daß BARNES zu dieser Forschung fähig ist. Er bezeichnet sein Verhalten als Folge 'konditionierter moralischer Blindheit'. Ich möchte dies als Folge der Internalisierung entsprechender Wertvorstellungen bezeichnen.

Interessant ist bei diesem Punkt BARNES' Schilderung über sein unterschiedliches Verhalten gegenüber Tieren. Auf der einen Seite konnte er sich wie selbstverständlich um einen kranken Vogel, einen Hund, eine Katze oder ein Kaninchen kümmern, einen Augenblick später konnte er aber seine Empfindungsfähigkeit unterdrücken und beispielsweise ein Kaninchen essen. BARNES beschreibt, daß dies in seinen Augen etwas ganz anderes war: nämlich 'Fleisch'. Er macht darauf aufmerksam, daß die Bezeichnung 'Fleisch' ebenso wie die Bezeichnung 'negative Verstärkung' der Distanzierung von dem eigentlichen Sachverhalt dient. Ich denke, daß diese abstrakten Bezeichnungen eine emotionale Neutralisierung bewirken und eine Form der Spaltung darstellen. Bei Spaltungsvorgängen soll vermieden werden, daß inkompatible Inhalte zusammentreffen. Die inkompatiblen Inhalte bleiben jedoch, anders als im Falle der Verdrängung, prinzipiell bewußt oder zumindest vorbewußt. Sie werden zeitweilig und abwechselnd je nach Bedarf verleugnet (vgl. MENTZOS 1997, S. 63).

Zur zweiten Frage: Wie bereits in Punkt ad e) beschrieben, ist BARNES Leiter in einem Laboratorium der US Air Force. Die US Air Force ist eine mächtige bürokratische Institution, die eine enorme Hintergrundautorität darstellt und ihn beauftragt, diese Experimente durchzuführen. Angesichts seiner verinnerlichten Wertvorstellungen, der situativen Einflußfaktoren dieser einflußreichen Institution und der Wirkung der Abwehrmechanismen der Rationalisierung und Spaltung führt er die Experimente ohne zu zögern durch.

Ad g) Akzeptanz der Rolle als Experimentator

BARNES akzeptiert den Auftrag der US Air Force, ohne die Sinnhaftigkeit der Experimente zu hinterfragen, obwohl er ein Experte in der biomedizinischen Forschung ist und insgeheim weiß, daß diese Art der Experimente nutzlos ist. Das war ihm allerdings zu diesem Zeitpunkt noch nicht bewußt. Die Verdrängung erlaubt keine bewußte Auseinandersetzung mit der Frage nach der Wissenschaftlichkeit seiner Forschung.

Ad h) Langsam beginnende Zweifel an der Wissenschaftlichkeit seiner Forschung

BARNES schreibt, daß er ehrlicherweise zugeben muß, daß er einen Verdacht bezüglich der Nützlichkeit der von ihm durchgeführten Experimente hatte, doch die Abwehr und die Identifizierung mit seiner Rolle als Experimentator halfen ihm, seine Zweifel nicht gänzlich bewußt werden zu lassen und den damit verbundenen möglichen Verlust seines Status und Einkommens nicht riskieren zu müssen. BARNES führte die Experimente also widerstandslos durch und erhielt Daten, die nutzlos waren, da sie auf den Menschen nicht übertragbar waren. Doch diese Tatsache wurde von den Forschern vollkommen verleugnet. Die Zahlen selbst waren zu 'Wahrheiten' geworden. Wie wir anhand dieses Beispiels sehen, führt die Verleugnung hier zu Einbußen bei der Funktion der Realitätsprüfung bzw. das Ich der Forscher scheint sich in einen Teil zu spalten, der die Realität kennt, und in einen tieferen Teil, der an der Verleugnung der Wahrheit festhält (vgl. SCHUSTER et al. 1994, S. 49 f.).

Ad i) Bewußtes Hinterfragen der Nützlichkeit seiner Forschung und massive Kritik an dieser

BARNES hatte bereits einige Jahre lang einen Verdacht bzgl. der Nützlichkeit der von ihm und seinen Mitarbeitern betriebenen Forschung. Etliche Jahre konnte er jedoch seine Vermutungen durch entsprechende Mechanismen der Abwehr (u. a. durch Spaltungsvorgänge) erfolgreich der Realitätsprüfung entziehen. Diesen Vorgang kann man vermutlich als vorbewußt charakterisieren. Das System Vorbewußt ist dadurch gekennzeichnet, daß es jene psychischen Elemente enthält, die prinzipiell bewußtseinsfähig sind. Die psychischen Inhalte können durch Anspannung der Aufmerksamkeit bewußt werden, sie sind jedoch momentan nicht bewußt (vgl. SCHUSTER et al. 1994, S. 29 & S. 33). BARNES berichtet, wie sich der Vorgang der Bewußtwerdung bei ihm vollzog, als er zuließ, die Nützlichkeit seiner Forschung wirklich zu hinterfragen und nicht nur deren oberflächliche Betrachtung zuließ. Ihm wurde klar, daß die Daten, die er von Rhesusaffen gesammelt hatte, für den Menschen höchst unwahrscheinlich zu gebrauchen sind. Er konfrontierte den Commander Dr. ROY DeHART direkt damit und dieser entgegnete: „Sie werden nicht wissen, daß die Daten auf Tierversuchen basieren“. Das war wirklich die Antwort eines Commanders der ‘US Air Force-Schule für Raumfahrtmedizin‘!

Wie bereits von BARNES jahrelang unterschwellig befürchtet, hatte diese Auseinandersetzung verheerende Folgen für seine Karriere.

Ad j) Emotionale und kognitive Veränderungen seiner Einstellung

Hier könnte sich eine szenische Wiederbelebung aus seiner Vergangenheit darstellen, in der BARNES oft Tiere tötete. Damals mußte er die Tiere aus Gründen der Nützlichkeit im Auftrag seiner Eltern töten. Die Frage, ob er

dazu berechtigt war, stellte er sich im Alter von fünf Jahren angesichts der Belohnung durch die Eltern höchstwahrscheinlich nicht. Als Erwachsener stellte er sich diese Frage jedesmal wenn er einen Primaten tötete, da er kein ausgebildeter Physiologe war und die Tiere nicht hätte töten dürfen. Jetzt tötete er die Affen aber, um ihnen weiteres Leid zu ersparen, und nicht primär aus Gründen der Nützlichkeit. Man könnte dieses Verhalten vielleicht als Wiederholungszwang mit symbolischer Wiedergutmachung bezeichnen.

Ad k) Entscheidende Wende seiner Einstellungsänderung

Wir sehen anhand BARNES' Schilderung, wie langsam aber dennoch bestimmt sich sein Prozeß der Bewußtwerdung vollzieht. Bisher konnten wir Abwehrmechanismen der ersten Ebene (vgl. oben Punkt f u. h) wie die der Verleugnung und Spaltung beobachten. Jetzt treten allmählich die Abwehrmechanismen der zweiten Ebene anstelle der ersten Ebene. BARNES leugnet nun nicht mehr die Nutzlosigkeit seiner Forschung und spricht von der Unwissenschaftlichkeit eines ihm aufgetragenen Experiments, das er deshalb nicht mehr durchführen wird. Hier tritt eine Rationalisierung in Erscheinung. Er argumentiert, daß er die Affen nicht in einem sinnlosen Projekt ‚gebrauchen‘ will. In einem für ihn sinnvoll erscheinenden Projekt würde er solche Experimente nach wie vor durchführen. Er schreibt selbst, daß er zu diesem Zeitpunkt noch nicht so weit war, jegliche Experimente mit Tieren aus moralischen Gründen abzulehnen. Dennoch weigert er sich erfolgreich, diesen Auftrag, der auch nach Ansicht anderer Experten als sinnlos eingestuft wird, zu erfüllen. Die Folge ist allerdings, daß er entlassen wird. Wir sehen hier, welche enorme Machtstrukturen in der US Air Force wirken. Experimente werden aus machtpolitischen Gründen, ohne

wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht zu werden, in Auftrag gegeben und Personen, die sich dieser Autorität in den Weg stellen, werden entlassen.

BARNES' Wut über diese ungerechte Behandlung ist so groß, daß er sämtliche einflußreiche Stellen anschreibt und die Verschwendung von Regierungsmitteln beklagt, angesichts der Unwissenschaftlichkeit dieser Forschung. Während er sich also nochmals eingehend mit seiner Arbeit auseinandersetzt, wird ihm zunehmend bewußt, daß die Experimente nicht nur unwissenschaftlich, sondern auch unmenschlich gewesen waren. Erstmals in seinem Leben läßt er eine moralische Frage in bezug auf Tiere zu. Wir sollten hier betonen, daß moralische Fragen in bezug auf Tiere in seiner gesamten bisherigen Laufbahn nie ein Thema waren; sie wurden von niemandem je angesprochen.

Ad 1) Wie kam es schließlich zur totalen Veränderung seiner Wertvorstellungen?

BARNES läßt in dieser letzten Phase des Prozesses der Bewußtwerdung erstmals richtige Gefühle in bezug auf seine Arbeit zu. Er ist sehr wütend und enttäuscht über die völlig ungerechtfertigte Behandlung. In diesem heftigen Sturm der Gefühle läßt sich seine bisherige Abwehr nicht länger aufrechterhalten und sein verdrängtes Wissen drängt ins Bewußtsein. Ab diesem Zeitpunkt kann er überhaupt keine Experimente mit Tieren mehr durchführen. Er ist jetzt sogar über seine vergangene Unempfindlichkeit entsetzt!

Wir sehen, wie sich seine verinnerlichten Wertvorstellungen ganz langsam verändert haben; zuerst konnte er Zweifel auf der rationalen Ebene zulassen, indem er die Wissenschaftlichkeit seiner Forschung zunehmend in Frage stellte und aufgrund dieser Ergebnisse feststellte, daß die Daten im Grunde

wertlos waren, da sie nicht auf den Menschen übertragbar waren. Viel später sah er, daß seine Forschung auch inhuman war und er konnte sein Mitgefühl für die Labortiere nicht länger unterdrücken. Es erfolgte also mit der Bewußtwerdung auf der rationalen Ebene zusätzlich eine Veränderung auf der emotionalen Ebene, die schließlich eine vollkommene Umwandlung seiner Wertvorstellungen zur Folge hatte.

4.3. Erziehung zum Fleischessen

Ein wesentlicher Einflußfaktor widersprüchlichen Verhaltens gegenüber Tieren, liegt meines Erachtens in der frühen Erziehung des Kindes zum Fleischessen.

„Das Kind zeigt noch keine Spur von jenem Hochmut, welcher dann den erwachsenen Kulturmenschen bewegt, seine eigene Natur durch eine scharfe Grenzlinie von allem anderen Animalischen abzusetzen. Es gesteht dem Tiere ohne Bedenken die volle Ebenbürtigkeit zu; im ungehemmten Bekennen zu seinen Bedürfnissen fühlt es sich wohl dem Tiere verwandter als dem ihm wahrscheinlich rätselhaften Erwachsenen“ (FREUD 1996-75, S. 412).

Zum Fleischessen werden wir in einem Alter erzogen, in dem wir noch gar nicht verstehen, daß das, was wir essen, tote Tiere sind. Fleischessen ist daher psychologisch die wichtigste speziesistische Praktik (den Begriff ‘Speziesismus‘ habe ich in 2.3.3. erläutert): In bezug auf die Frage, ob wir Fleisch essen wollen bzw. sollen oder nicht, haben wir nie eine eigene freie Entscheidung aufgrund vollständiger Informationen getroffen. Wir sind dazu in frühester Kindheit erzogen worden, *bevor* wir sie bewußt ablehnen oder akzeptieren konnten (vgl. KAPLAN 1993, S. 33 f.).

Zur gleichen Zeit sind kleine Kinder von Natur aus tierliebend und werden in ihrer positiven emotionalen Einstellung zu Tieren durch die Haltung der Eltern verstärkt (z.B. durch Kuschtiere und Kinderbücher). „Diese Tatsachen sind die Grundlage des deutlichsten Merkmals der Einstellung von Kindern gegenüber Tieren in unserer Gesellschaft - daß es nämlich nicht eine einheitliche Einstellung zu Tieren gibt, sondern zwei miteinander in Konflikt stehende Einstellungen, die im gleichen Individuum nebeneinander bestehen, sorgfältig voneinander getrennt, so daß der zwischen ihnen bestehende Widerspruch selten Schwierigkeiten verursacht“ (SINGER 1982, S. 237).

Wenn ein Kind jedoch Gewalt an Tieren beobachtet und erkennt, daß die gleichen Geschöpfe, denen seine Liebe (als reale Objekte, Kinderbuchgestalten oder Stofftiere) gilt, getötet werden, um von ihm gegessen werden zu können, kann es das Verhalten des Erwachsenen nicht begreifen. Es versucht, eine Erklärung für dieses Verhalten von den Eltern zu bekommen. Die Eltern, deren eigene 'Lösung' des Problems in der Verdrängung sowie in der Anwendung anderer Abwehrmechanismen, vor allem der Spaltung und der Rationalisierung, besteht, können dem Bedürfnis des Kindes nach kritischer Auseinandersetzung nicht nachkommen. So sagt man dem Kind beispielsweise: 'Schweine sind zum Schlachten da'. Das heißt, das Kind erfährt die Grausamkeit unter dem Vorzeichen von Normalität. Gegen diese Normalität gilt kein Einwand.

Auf diese Weise sich selbst überlassen und mit dem täglichen Verhalten der Eltern konfrontiert, bleibt dem Kind nichts anderes übrig, als das Verhalten der Eltern als 'normal' zu akzeptieren. Es verinnerlicht die Wertvorstellungen der Eltern, übernimmt deren Abwehrkonstellation und identifiziert sich mit ihrem Verhalten.

Aufgrund dieser Entwicklung wird das Fleischessen im Erwachsenenalter gewöhnlich nicht wieder hinterfragt. Wenn Erwachsene unmittelbar mit der Problematik des Fleischessens konfrontiert werden, lassen sich oft jene Abwehrmechanismen in ihren Argumenten für die Rechtfertigung ihres Fleischkonsums wiederfinden, die sie in der Kindheit entwickelt hatten.

Ein weiterer wichtiger Aspekt hinsichtlich des Fleischessens ist, daß diese Praxis die psychologische Grundlage für *alle* spezieistischen Praktiken ist. Fleischessen ist das Fundament für die spezieistische Grundhaltung. Denn wenn wir erst einmal innerlich akzeptiert haben, daß wir leidensfähige Lebewesen für unsere Geschmacksvorlieben quälen und umbringen, dann akzeptieren wir auch leicht jede andere Form der Ausbeutung von Tieren.

4.4. Massentierhaltung und Abwehrmechanismen

Im Rahmen der Massentierhaltung spielen Abwehrmechanismen ebenfalls eine zentrale Rolle. Um den Vorgang des Tötens nicht erleben und selbst ausführen zu müssen, wurde die Abwehr - wobei hier besonders die Verdrängung und die Spaltung eine wichtige Rolle spielen - kulturell institutionalisiert. In einem Interview mit dem Philosophen WOLF wird die Frage gestellt, ob wir in einer Kultur des Tötens leben, angesichts der Tatsache, daß beispielsweise in Deutschland pro Jahr 400 Millionen Tiere geschlachtet werden, wobei Fische nicht eingerechnet sind. In den USA sind es 5 Milliarden Tiere pro Jahr. Dennoch werden Leid und Tod der Tiere streng abgeschirmt. Um den Anblick der Massentierhaltung nicht ertragen zu müssen, werden die Vorgänge im Verborgenen bürokratisch verwaltet und tabuisiert (vgl. URL 8, 2000). So wird zum Beispiel in Schweizer Schlachthöfen in der Regel um fünf Uhr Nachts geschlachtet. Damit werden

die Gefühle der sogenannten Verbraucher geschützt. Die meisten Menschen, die Tiere verbrauchen, töten ja nicht selbst. Das ist insbesondere in den Großstädten auch nicht möglich. Dennoch sind in der Tat immer weniger Menschen bereit, Tiere eigenhändig zu töten. Es stellt eine sichtliche Entlastung dar, diese Arbeit an andere zu delegieren. Wann immer möglich, wird die Vorgeschichte des Steaks auf dem eigenen Teller verdrängt.

5. ZUSAMMENFASSUNG

Die zentrale Frage dieser Arbeit lautet: Wie ist es möglich, Tiere, zwischen denen keinerlei biologischer Unterschied besteht, der rationalerweise als moralisch relevant bezeichnet werden könnte – zum Beispiel Hunde und Schweine –, einerseits äußerst gut und andererseits äußerst schlecht zu behandeln. Um diese Frage zu untersuchen, wurden im 3. Kapitel Beispiele für derartige Widersprüche in der Mensch-Tier-Beziehung dargestellt. Mittels theoretischer Konzepte aus der Sozialpsychologie und der Psychoanalyse konnten wesentliche psychologische Faktoren, die die widersprüchliche Bewertung und Behandlung von Tieren erhellen, ermittelt werden.

Die psychoanalytische Entwicklungspsychologie verdeutlicht, daß durch die frühe Erziehung des Kindes zum Fleischessen einerseits und die gleichzeitige Erziehung zu einer positiven emotionalen Einstellung zu Tieren andererseits die Grundlage für jegliches widersprüchliche Verhalten in der Mensch-Tier-Beziehung gelegt wird. Das Kind weiß zunächst nicht um den Zusammenhang zwischen Fleisch und toten Tieren, daher besteht auch noch kein bewußter Konflikt in seinen Einstellungen zu Tieren. Ein Konflikt beginnt sich allerdings dann zu bilden, wenn das Kind erkennt, daß

Fleischessen bedeutet, daß die gleichen Geschöpfe, denen seine Liebe gilt, getötet werden, um von ihm gegessen werden zu können. Wenn dann nach einer Erklärung gefragt wird, wird dem Kind klargemacht, daß es völlig normal sei, bestimmte Tiere zu essen. Diese Wertvorstellungen der Eltern werden vom Kind gewöhnlich in einem Alter zwischen fünf und sieben Jahren verinnerlicht, also zu einer Zeit, in der die innere Moral eines Menschen wesentlich geprägt wird. Durch das Wirken der Abwehrmechanismen, vor allem der Verdrängung, der Spaltung und der Rationalisierung, wird das widersprüchliche Verhalten zu Tieren nicht mehr bewußt wahrgenommen und das Kind identifiziert sich mit dem Verhalten der Eltern.

Die Psychologie der Moralentwicklung zeigt, daß in erster Linie die Art der verinnerlichten Wertvorstellungen bestimmt, ob bei einer bestimmten Handlung ein psychischer Konflikt entsteht oder nicht. Von situationsspezifischen Faktoren hängt es ab, ob gegen verinnerlichte Wertvorstellungen gehandelt wird.

Da wir bereits in früher Kindheit zu widersprüchlichen Einstellungen und Verhaltensweisen zu Tieren erzogen werden, können wir gewöhnlich ohne Konflikte mit den zahlreichen allgegenwärtigen Widersprüchen in der Mensch-Tier-Beziehung leben.

Ich hoffe, daß mit dieser Arbeit ein kleiner Beitrag dazu geleistet werden konnte, einige eklatante Widersprüche in unseren Beziehungen zu Tieren aufzuzeigen, um unser Verhalten zu überdenken und vielleicht zu ändern.

LITERATURVERZEICHNIS

- ARLUKE, ARNOLD & SANDERS, R. CLINTON (1996): Regarding Animals. Temple University Press, Philadelphia.
- BAUMGARDT, HANS (Hrsg., 1988): Vegetarismus gestern und heute. Waldthausen, Ritterhude.
- BARNES, DONALD J. (1988): Eine Sache der Veränderung. S. 238-253. In: SINGER, PETER (Hrsg.): Verteidigt die Tiere. Überlegungen für eine neue Menschlichkeit. Ullstein, Frankfurt am Main.
- BEIDL, CHRISTINE (1988): Rosegger und der Anthropofaschismus. In: Courage, 23.9., S. 4.
- BIRKE, LYNDA (1990): The Feminist Challenge. p. 175. In: CLARKE, A.B. PAUL & LINZEY, ANDREW (Eds.): Political Theory and Animal Rights. Pluto, London.
- BROSCHÜRE DER TIERVERSUCHSGEGNER BERLIN e. V. (1991): Tier und Mensch. Sentenzen zu Tieren, Tierquälerei, Tierversuchen. S. 21.
- COLLARD, ANDRÉE & CONTRUCCI, JOYCE (1988): Die Mörder der Göttin leben noch. Rape of the Wild. Frauenoffensive, München.
- DER SPIEGEL (1988): Wir müssen erst Tote bringen. In: Ebd., Nr. 33, S. 25.

ELHARDT, SIEGFRIED (1971): Tiefenpsychologie. Eine Einführung.
Kohlhammer, Stuttgart.

ENGLISH, P. R., SMITH, W. J. & MacLEAN, A. (1977): The Sow –
Improving Her Efficiency. p. 15. In: Farming Press, Ipswich, Suffolk.

FREUD, SIGMUND (1974): Totem und Tabu. In: Stud. Ausg., Bd. IX.
Fischer, Frankfurt am Main.

GENDIN, SIDNEY (1986). The Use of Animals in Science. p. 18. In:
REGAN, TOM (Ed.): Animal Sacrifices. Religious Perspectives on the
Use of Animals in Science. Temple University Press, Philadelphia.

GENESIS 1: 24-28.

GENESIS 9: 1-3.

GREIFFENHAGEN, SYLVIA (1991): Tiere als Therapie. Neue Wege in der
Erziehung und Heilung. Droemer Knauer, München.

GRUZALSKI, BART (1996): Autonomy and the Orthodoxy of Human
Superiority. pp. 2-4. In: Between the Species. Vol. 12, No. 1 & 2.

HORN, KLAUS (1988): Gewalt-Aggression-Krieg. Studien zu einer
psychoanalytisch orientierten Sozialpsychologie des Friedens. Bd. XIII.
Nomos, Baden-Baden.

JOHNSON, WILLIAM (1992). Zauber der Manege? Der grausame Alltag der Tiere in Zirkus, Tierschau und Delphinarium. Rasch & Röhring, Hamburg.

KAPLAN, HELMUT F. (Hrsg., 1995): Warum ich Vegetarier bin. Prominente erzählen. Rowohlt, Hamburg.

KAPLAN, HELMUT F. (1998): Tiere haben Rechte. Argumente und Zitate von A-Z. Harald Fischer, Erlangen.

KAPLAN, HELMUT F. (2000): Tierrechte. Die Philosophie einer Befreiungsbewegung. Echo, Göttingen.

KARREMAN, MANFRED (1988): Tod im Akkord. In: Du und das Tier. Nr. 5, S. 11-12.

KOHLBERG, LAWRENCE (1995): Die Psychologie der Moralentwicklung. Suhrkamp, Frankfurt am Main.

LANDA, NORBERT & TÜRK HANNE (1995): Schweinchen schlachten, quiek, quiek. S. 116-118. In: KAPLAN, HELMUT F. (Hrsg.): Warum ich Vegetarier bin. Prominente erzählen. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg.

MASSON, JEFFREY & McCARTHY, SUSAN (1996): Wenn Tiere weinen. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg.

-
- MENTZOS, STAVROS (1997): Neurotische Konfliktverarbeitung. Einführung in die psychoanalytische Neurosenlehre unter Berücksichtigung neuer Perspektiven. Fischer, Frankfurt am Main.
- MEYER, ROLF (1990): Vom Umgang mit Tieren. Geschichte einer Nachbarschaft. 2. Auflage. Gustav Fischer, Jena.
- REINECKE, INGRID & THORBRIETZ, PETRA (1997): Lügen Lobbies Lebensmittel. Wer bestimmt, was sie essen müssen. Kunstmann, München.
- REITER, ALFONS (1995): Psychoanalytische Entwicklungspsychologie. Vorlesungsskriptum, Salzburg.
- ROUSSEAU, JEAN-JACQUES (1963): Emile oder über die Erziehung. 3. Auflage. Schöningh, Paderborn.
- RUSCHE, BRIGITTE & MÜLLERS, BARBARA (1988): Der Hormon-Skandal. In: Du und das Tier. Nr. 4, S. 34.
- SCHUSTER, PETER & SPRINGER-KREMSER, MARIANNE (1994): Bausteine der Psychoanalyse. Eine Einführung in die Tiefenpsychologie. 3. Auflage. WUV, Wien.
- SCHWEITZER, ALBERT (o. J.): Kultur und Ethik. S. 378-379. In: GW, Bd. II. Beck, München.

-
- SERPELL, JAMES (1990): Das Tier und wir. Eine Beziehungsstudie. Albert Müller, Rüschlikon-Zürich.
- SINGER, PETER (1982): Befreiung der Tiere. Eine neue Ethik zur Behandlung der Tiere. F. Hirthammer Verlag, München.
- SINGER, PETER (Hrsg., 1988): Verteidigt die Tiere. Überlegungen für eine neue Menschlichkeit. Ullstein, Frankfurt am Main.
- SINGER, PETER (1994): Praktische Ethik. 2. Auflage. Reclam, Stuttgart.
- SINGER, PETER (1996): Animal Liberation. Die Befreiung der Tiere. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg.
- SPIRA, HENRY (1988): Kämpfen, um zu gewinnen. S. 306-310. In: SINGER, PETER (Hrsg.): Verteidigt die Tiere. Überlegungen für eine neue Menschlichkeit. Ullstein, Frankfurt am Main.
- STOLZENBERG, GÜNTHER (1992): Tolstoi, Gandhi, Shaw, Schweitzer. Harmonie und Frieden mit der Natur. Echo Verlag, Göttingen.
- SWEENEY, NOEL (1990): Animals and Cruelty and Law. Alibi, Bristol.
- TEUTSCH, GOTTHARD M. (1987): Lexikon der Tierschutzethik. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

WOLF, JEAN-CLAUDE (1992): Tierethik. Neue Perspektiven für Menschen und Tiere. Paulus, Freiburg.

WOLLSCHLÄGER, HANS (1990): Tiere sehen dich an. Oder das Potential Mengele. Hoffmans Verlag AG, Zürich.

INTERNETLISTE

URL 1, 2000: <http://www.vegetarismus.ch/heft/98-3/zahlen.htm>

URL 2, 2000: http://www.vegetarismus.ch/video/vsuk_skriptd.htm

URL 3, 2000: STÖSSER, ACHIM: <http://www.vegetarismus.ch/heft/99-1/eier.htm>

URL 4, 2000: HAUPT, CHRISTIANE M.:
<http://www.vegetarismus.ch/heft/98-2/schlacht.htm>

URL 5, 2000: <http://www.datenbank> tierversuche.de/datenbank/index.html

URL6, 2000: <http://www.Tierversuchsgegner.org/Tierversuche/referenz.htm>

URL 7, 2000 <http://www.tierversuchsgegner.org/Tierversuche/argumente.html#09>

URL 8, 2000: <http://www.tierversuchsgegner.org/Kannibalismus/wolf.html>

LEBENS LAUF

Astrid Ulrike Sieglinde KAPLAN

13. Dezember 1975 als Tochter von Ulrike und Helmut F. Kaplan in Salzburg geboren.
- 1982/1983 Eintritt in die Volksschule Nonntal in Salzburg.
- 1986/1987 Eintritt in das Bundesrealgymnasium in Salzburg.
9. Juni 1994 Ablegung der Reifeprüfung.
- 1994/1995 Studium der Publizistik und Kommunikationswissenschaften in Salzburg.
- 1994/1995 Beginn des Studiums der Psychologie in Salzburg.
- 1994 - 2000 Zahlreiche Beschäftigungen in unterschiedlichen Bereichen (z. B. Rezeption, Messe, Studentenpresse).

1997 - 1999	Ausbildung in Gesprächspsychotherapie im Rahmen einer vertiefenden Projektarbeit an der Universität Salzburg.
1998	Beginn des Psychotherapeutischen Propädeutikums am BFI in Salzburg.
1998	Absolvierung eines Praktikums in der Landesnervenklinik Salzburg.
1999	Mitarbeiterin in der SKWB Schoellerbank in Salzburg.
2000	Mitarbeiterin bei der Finanz- und Vertriebsgesellschafts GmbH HAGEWA in Salzburg.
2000	Studienabschluß.

LITERATURVERZEICHNIS

- ARLUKE, ARNOLD & SANDERS, R. CLINTON (1996): Regarding Animals. Temple University Press, Philadelphia.
- BAUMGARDT, HANS (Hrsg., 1988): Vegetarismus gestern und heute. Waldthausen, Ritterhude.
- BARNES, DONALD J. (1988): Eine Sache der Veränderung. S. 238-253. In: SINGER, PETER (Hrsg.): Verteidigt die Tiere. Überlegungen für eine neue Menschlichkeit. Ullstein, Frankfurt am Main.
- BEIDL, CHRISTINE (1988): Rosegger und der Anthropofaschismus. In: Courage, 23.9., S. 4.
- BIRKE, LYNDA (1990): The Feminist Challenge. p. 175. In: CLARKE, A.B. PAUL & LINZEY, ANDREW (Eds.): Political Theory and Animal Rights. Pluto, London.
- BROSCHÜRE DER TIERVERSUCHSGEGNER BERLIN e. V. (1991): Tier und Mensch. Sentenzen zu Tieren, Tierquälerei, Tierversuchen. S. 21.
- COLLARD, ANDRÉE & CONTRUCCI, JOYCE (1988): Die Mörder der Göttin leben noch. Rape of the Wild. Frauenoffensive, München.
- DER SPIEGEL (1988): Wir müssen erste Tote bringen. In: Ebd., Nr. 33, S. 25.
- ELHARDT, SIEGFRIED (1971): Tiefenpsychologie. Eine Einführung. Kohlhammer, Stuttgart.
- ENGLISH, P. R., SMITH, W. J. & MacLEAN, A. (1977): The Sow – Improving Her Efficiency. p. 15. In: Farming Press, Ipswich, Suffolk.
- FREUD, SIGMUND (1969-75): Totem und Tabu. In: Stud. Ausg., Bd. IX., Fischer, Frankfurt am Main.
- GENDIN, SIDNEY (1986). The Use of Animals in Science. p. 18. In: REGAN, TOM (Ed.): Animal Sacrifices. Religious Perspectives on the Use of Animals in Science. Temple University Press, Philadelphia.
- GENENIS 1: 24-28.

GENESIS 9: 1-3.

GREIFFENHAGEN, SYLVIA (1991): Tiere als Therapie. Neue Wege in der Erziehung und Heilung. Droemer Knaur, München.

GRUZALSKI, BART (1996): Autonomy and the Orthodoxy of Human Superiority. pp. 2-4. In: Between the Species. Vol. 12, No. 1 & 2.

HORN, KLAUS (1988): Gewalt-Aggression-Krieg. Studien zu einer psychoanalytisch orientierten Sozialpsychologie des Friedens. Bd. XIII. Nomos, Baden-Baden.

JOHNSON, WILLIAM (1992). Zauber der Manege? Der grausame Alltag der Tiere in Zirkus, Tierschau und Delphinarium. Rasch & Röhring, Hamburg.

KAPLAN, HELMUT F. (Hrsg., 1995): Warum ich Vegetarier bin. Prominente erzählen. Rowohlt, Hamburg.

KAPLAN, HELMUT F. (1998): Tiere haben Rechte. Argumente und Zitate von A-Z. Harald Fischer, Erlangen.

KAPLAN, HELMUT F. (2000): Tierrechte. Die Philosophie einer Befreiungsbewegung. Echo, Göttingen.

KARREMAN, MANFRED (1988): Tod im Akkord. In: Du und das Tier. Nr. 5, S. 11-XX

KOHLBERG, LAWRENCE (1995): Die Psychologie der Moralentwicklung. Suhrkamp, Frankfurt am Main.

LANDA, NORBERT & TÜRK HANNE (1995): Schweinchen schlachten, quiek, quiek. S. 116-118. In: KAPLAN, HELMUT F. (Hrsg.): Warum ich Vegetarier bin. Prominente erzählen. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg.

MASSON, JEFFREY & McCARTHY, SUSAN (1996): Wenn Tiere weinen. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg.

MENTZOS, STAVROS (1997): Neurotische Konfliktverarbeitung. Einführung in die psychoanalytische Neurosenlehre unter Berücksichtigung neuer Perspektiven. Fischer, Frankfurt am Main.

MEYER, ROLF (1990): Vom Umgang mit Tieren. Geschichte einer Nachbarschaft. 2. Auflage. Gustav Fischer, Jena.

- REINECKE, INGRID & THORBRIETZ, PETRA (1997): Lügen Lobbies
Lebensmittel. Wer bestimmt, was sie essen müssen. Kunstmann,
München.
- REITER, ALFONS (1995): Psychoanalytische Entwicklungspsychologie.
Vorlesungsskriptum, Salzburg.
- ROUSSEAU, JEAN-JACQUES (1963): Emile oder über die Erziehung. 3.
Auflage. Schöningh, Paderborn.
- RUSCHE, BRIGITTE & MÜLLERS, BARBARA (1988): Der Hormon-
Skandal. In: Du und das Tier. Nr. 4, S. 34.
- SCHUSTER, PETER & SPRINGER-KREMSER, MARIANNE (1994):
Bausteine der Psychoanalyse. Eine Einführung in die Tiefenpsychologie. 3.
Auflage. WUV, Wien.
- SCHWEITZER, ALBERT (o. J.): Kultur und Ethik. S. 378-~~XX~~ In: GW, Bd. II.
Beck, München.
- SERPELL, JAMES (1990): Das Tier und wir. Eine Beziehungsstudie. Albert
Müller, Rüslikon-Zürich.
- SINGER, PETER (1982): Befreiung der Tiere. Eine neue Ethik zur Behandlung
der Tiere. F. Hirthammer Verlag, München.
- SINGER, PETER (Hrsg., 1988): Verteidigt die Tiere. Überlegungen für eine
neue Menschlichkeit. Ullstein, Frankfurt am Main.
- SINGER, PETER (1994): Praktische Ethik. ~~XXX~~
- SINGER, PETER (1996): Animal Liberation. Die Befreiung der Tiere. Rowohlt,
Reinbek bei Hamburg.
- SPIRA, HENRY (1988): Kämpfen, um zu gewinnen. S. 306-310. In: SINGER,
PETER (Hrsg.): Verteidigt die Tiere. Überlegungen für eine neue
Menschlichkeit. Ullstein, Frankfurt am Main.
- STOLZENBERG, GÜNTHER (1992): Tolstoi, Gandhi, Shaw, Schweitzer.
Harmonie und Frieden mit der Natur. Echo Verlag, Göttingen.
- SWEENEY, NOEL (1990): Animals and Cruelty and Law. Alibi, Bristol.

TEUTSCH, GOTTHARD M. (1987): Lexikon der Tierschutzethik. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

WOLF, JEAN-CLAUDE (1992): Tierethik. Neue Perspektiven für Menschen und Tiere. Paulus, Freiburg.

WOLLSCHLÄGER, HANS (1990): Tiere sehen dich an. Oder das Potential Mengele. Hoffmans Verlag AG, Zürich.

INTERNETLISTE

URL 1, 2000: <http://www.vegetarismus.ch/heft/98-3/zahlen.htm>

URL 2, 2000: http://www.vegetarismus.ch/video/vsuk_skriptd.htm

URL 3, 2000: STÖSSER, ACHIM: <http://www.vegetarismus.ch/heft/99-1/eier.htm>, 2000

URL 4, 2000: HAUPT, CHRISTIANE M.: <http://www.vegetarismus.ch/heft/98-2/schlacht.htm>

URL 5, 2000: <http://www.datenbank> tierversuche.de/datenbank/index.html

URL 6, 2000: <http://www.Tierversuchsgegner.org/Tierversuche/referenz.htm>

URL 7, 2000 <http://www.tierversuchsgegner.org/Tierversuche/argumente.html#09>

URL 8, 2000: <http://www.tierversuchsgegner.org/Kannibalismus/wolf.html>